

Deutschland
Archiv der bpb, 22.7.2022

Als der Krieg begann

***42 Tagebucheinträge des Archäologen Maxim Levada (Kiev),
ausgewählt und übersetzt von Ulf Ickerodt und Jan Schuster.***

Über den Autor:

Maxim Levada, geboren 1964; Archäologe. Absolvent der Universität Kiev, Spezialist für Römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit in Osteuropa. Ehemaliger Berater des Kulturministers der Ukraine, Ihor Lichovy, Experte im Bereich des illegalen Sondengängertums, Autor zahlreicher Artikel zu Waffen im Gebiet der Tschernjachiv-Kultur und vieler Bearbeitungen völkerwanderungszeitlicher Funde aus der Ukraine.



Eine von vielen Trauerfeiern gegenwärtig in der Ukraine, in diesem Fall in der Apostel Peter und Paul Kirche im ukrainischen Lviv am 13. März 2022. Eine dort ansässige Familie hatte binnen weniger Tage ihren zweiten Sohn durch russische Angriffe auf eine Militärbasis verloren. (© picture-alliance, ZUMAPRESS.com | M11)

Kriegstagebuch

26. Februar, dritter Kriegstag

1. Der Anfang

Diesen Text habe ich am zweiten Tag des Krieges verfasst. Ein Freund von der Krim schrieb mir die gesamte Nacht hindurch versuchte mich zu beeinflussen: „Geh´ nicht hinaus, bleib zu Hause, bei Euch ist alles aus!“ Er schreckte mich mit tschetschenischen Sondereinheiten und behauptete, dass in der Ukraine Waffen an Drogensüchtige ausgeteilt werden. Ich wollte nicht gleich antworten, denn ich hatte mich noch nicht an die Luftangriffe gewöhnt. Als sich alles etwas beruhigt hatte, schrieb ich dann zurück. Der Text ist sehr emotional, aber ich wollte ihn nicht nachträglich ändern:

„Jetzt, nach etwas Schlaf (ich hoffe, auch Du konntest Schlaf finden), will ich auf das Wichtigste antworten. Hauptsächlich auf Dein „Geh´ nicht hinaus, bleib zu Hause“. Wurdest Du einmal bombardiert? Ich denke nicht, wir aber leider schon. Und die Bomben schickt Deine Armee!

Meine Mutter ist 1937 geboren. Rechne Dir aus, wie alt sie ist. Ihr schmerzen die Beine und sie kann nicht in den Luftschutzraum hinabsteigen. Ihre schrecklichste Erinnerung ist die Bombardierung Kiews im Jahr 1941. Das verfolgt sie ihr ganzes Leben hindurch. Nach dem Krieg war meine Mutter lange in Behandlung, da sie aufgrund der Angst nicht mehr sprechen konnte. Gestern fielen wieder Bomben. Wir saßen im Flur. An die Türen haben wir Materatzen gelehnt. Weißt Du, woran ich dachte? Nicht an mich, sondern an meine unglückliche Mutter, der ich, ein erwachsener Mann, nicht helfen kann.

Und jetzt etwas zu den Ursachen. Alles begann nicht erst vorgestern, sondern schon 2014, als Ihr, die Bewohner der Krim, die Ukraine aufgegeben habt. Bei uns verstehen das sogar die Kinder. Und jetzt „macht Euch keine Sorgen um uns“, wie Du schreibst, habt Angst um Euch selbst. Denn, wenn das russische Militär von der Krim flüchtet (was verständlich ist), geht keiner für Euch auf die Straße. Ihr werdet wieder zu Hause sitzen! Und wir kommen zu Euch. Wir, die wir immer Russisch gesprochen haben – ich, Mischa, Kirill. Und wir stellen Euch alle in einer Reihe auf und ihr werdet so lange ‚Ruhm der Ukraine!‘ schreien, bis Euch die Stimme versagt.“

27. Februar, vierter Kriegstag

2. Die Bücher I

Ich blicke auf Bücher. Brodski, Gumilew, Puschkin, Tschechow, den ich vielleicht am meisten mag. Oder mochte? Welches Verhältnis soll ich jetzt zur

russischen Literatur haben? Es könnte jemand sagen, dass sie schließlich keine Schuld trägt. Aber es bombardieren mich, meine Mutter, meine Freunde, mein Volk jene, die mit ihr aufgewachsen sind. Wir haben dasselbe gelesen und sie bombardieren mich. Menschen, die wir nicht kannten und denen wir nie etwas getan haben. Dieselben Bücher. Puschkin, Gogol, Tolstoi, Tschechow. Mit diesen Werken wuchsen wir auf. Ich blicke auf die Bücher...

28. Februar, fünfter Kriegstag

3. Der Russe

Ein langjähriger guter Bekannter aus Moskau schrieb mir eine lange E-Mail mit Entschuldigungen. Sie enthält viele richtige und nötige Worte; aber es fehlen die entscheidenden. Und das verschlug mir die Sprache. Es fehlt das Wichtigste und dadurch verliert der Text seinen Sinn. Ich habe ihm nicht geantwortet. Ich mache das an dieser Stelle, ohne seinen Namen zu nennen. Er besucht meine Facebookseite, also liest er das auch.

„Mein lieber Freund! Es ist nett, dass Du Dich am fünften Kriegstag an mich erinnerst. Ich antworte, also lebe ich! Du schreibst: ‚Leider habe ich nicht viele Adressen und daher kann ich den Brief nicht allen schicken, an die ich ihn senden möchte. Und den Facebookmüll möchte ich nicht benutzen.‘ Mein Freund, ich verstehe nicht den Sinn dieses Satzes. Soll ich Deinen Brief all unseren gemeinsamen Bekannten schicken? Und was ist mit jenen, die Du nicht kennst? Was ist zum Beispiel mit Kirill, dessen Mutter in Charkiv ist? Dort schlugen heute Grad-Raketen ein und eine Frau verlor ihre Beine, eine Frau aus dem Nachbarhaus. Soll ich ihm, Kirill, schreiben, dass Du seine Adresse nicht hast und um Weiterleitung des Briefs bittest? Mehrere russische Kollegen und Freunde schrieben auf den Seiten des ‚Mülls‘ und schreiben auch weiterhin. Ich verstehe nicht, dass Du auf diesen ‚Müllseiten‘ Deine Familie präsentierst, Du Dich selbst aber nicht. Du musst keine Angst haben, bestraft zu werden – Angst hat man bei Bombardements und alle Eure Bomben sind jetzt leider bei uns...“

1. März, sechster Kriegstag

4. Lena

In unserem Hinterhof lebt eine Landstreicherin, die verrückte Lena, die mit sich selbst redet. Kommt jemand an ihr vorbei, beginnt sie, sinnlos etwas zu erklären. Tut sie etwas Alkohol auf, dann findet sie sich unbeachtet und gibt ein Konzert für den ganzen Hof. Sie riecht abscheulich, der Gestank reicht zehn Schritte weit. Von Zeit zu Zeit wird sie in die „Klappmühle“ gebracht, aber dort wird keiner mit Gewalt festgehalten. Dann kommt sie wieder. Keine Ahnung, wie sie den Weg zurückfindet, schließlich ist es weit von dort hierher

Heute Morgen ging ich zur Apotheke. Bei dem Block, in dem sie sich befindet, wurde ein Checkpoint eingerichtet. Ich fragte, ob Lena störe. Sie antworteten:

„Nein, woher, das ist unser Frauchen.“ Erschütternd war, dass Lena daneben stand und völlig normal redete.

5. Veränderungen

Im Laufe von fünf Tagen passierte etwas, was bislang in Russland keine Beachtung fand. In Sumi, Charkiv und Tschernihiv wurden die russischsprachigen Bürger der Ukraine für immer der „russischen Welt“ entrissen. Der durchschnittliche Zuschauer der russischen Fernsehkanäle fürchtet sich gedankenlos vor den „Nazis“ und nationalistischen Banditen („Banderovci“).¹ Doch Angst sollte man eher vor den russischsprachigen Ukrainern haben. Also vor jenen, deren Muttersprache dieselbe „große und mächtige“ Sprache ist. Vor jenen, die auf Ukrainisch zu den Russen abfällig „Moskauer“ (Moskale) sagen, sie als Feinde bezeichnen und zahlreiche Anekdoten über sie erzählen. Diese Moskale muss man bekämpfen, aber sich auch verächtlich über sie lustig machen. Für andere sind die Russen „Ruskis“, die sofort ausgemerzt werden müssen, ohne großes Nachdenken. Sämtliche Erzählungen über die gemeinsame Geschichte sowie kulturelle und familiäre Bindungen haben sich ein für alle Mal erledigt. Der Hinweis auf ukrainische Wurzeln, wie etwa: „Meine Oma stammt aus Poltava“, ist jetzt in Russland eher belastend. Sie sind selbst schuld!

Kirills Mutter stand diese Nacht drei Stunden im Türrahmen – er ist dreißig Zentimeter breit. Sie warfen wieder Bomben...

2. März, siebter Kriegstag

8. Die Bücher II

Dieselben Bücher, Lieder, Filme... Gerade habe ich erfahren, dass ein Freund verwundet ist. Der erste Verwundete, den ich selbst kenne. Viele der Bekannten kennen ihn. Archäologe, promoviert, ein netter, sanfter Mensch. Er wurde nicht eingezogen und hat sich selbst gemeldet. Seinen Namen nenne ich vorläufig nicht...

Dieselben Bücher, Lieder, Filme... Jemand aus Moskau schrieb mir: „Ich bin für Frieden und gegen Krieg“. Ich pfeife darauf, wofür Du bist! Euer Land hat uns angegriffen! Ihr müsst eure Regierung ertragen! Von Eueren Steuergeldern wird Munition produziert! Ihr seid alle davon betroffen, dass Ihr Bürger dieses Landes seid! Die wahren Helden des Großen Vaterländischen Krieges mochten die Deutschen nicht, nannten sie „Niemtschury“. Die deutsche Sprache brauchten sie nicht. Das war eine völlig andere Sprache, eine völlig andere Kultur – und hier? Dieselben Bücher, Lieder, Filme...

¹ Banderovci – ukrainische ultrarechte Nationalisten in den 30er bis 40er Jahren (Bezeichnung nach ihrem Anführer, Stepan Bandera), die zahlreiche Greueltaten an Polnischstämmigen und anderen begingen.

7. Schmerz

Kirill, mein Freund, ist derzeit in Deutschland, seine Mutter ist allein in Charkiv. In der gefährlichsten Region. Ihr gesundheitlicher Zustand erlaubt ihr nicht, den Luftschutzkeller aufzusuchen. Deshalb der Türrahmen. Jeder, der eine Mutter hat, versteht sofort. Das Herz schmerzt aus Hilflosigkeit...

Mein Freund schreibt: „Das wichtigste ist, dass Kiev standhält. Und Charkiv bauen wir nach dem Krieg wieder auf. Wir haben es schon einmal getan, wir tun das auch ein zweites Mal.“

8. Nachrichten

Fernsehen oder Youtube brauche ich nicht. In jeder Stadt habe ich Freunde. Jeden Morgen mache ich dasselbe. Ich erkundige mich, wer von ihnen die Nacht überlebt hat. Ich fange in Charkiv an und schreibe am Mischa. Nur an ihn, denn die anderen sitzen in den Schutzräumen und es ist nicht immer möglich, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Er geht nicht mehr in den Keller, er sitzt zu Hause und schreibt wissenschaftliche Artikel. Der Todesgefahr zum Trotz und um nicht zusammenzubrechen. Deshalb steht die Verbindung zu ihm. Mischa unterhält die Kontakte zu den Bekannten in der Stadt und auch zu den Teilnehmern seines Ausgrabungsteams. Er ist mein Kommentator der Geschehnisse in Charkiv.

Danach schreibe ich an Kirill. Auch er hat Kontakt mit Charkiv, über seine Mutter. Er fühlt sich furchtbar, kann ihr aber nicht helfen. Ihm schreibe ich öfter, um ihn zu stützen.

Der nächste ist Siergiej, der Direktor des Museums in Tschernihiv. Er antwortet nur kurz, etwa: „Alles in Ordnung“. Seinen Facebookeinträgen entnehme ich, dass er wütend, aber zugleich auch erstaunlich ruhig ist. Ich verstehe das, am dritten Tag lassen die Stimmungsschwankungen nach und alles wird komplett verständlich.

Aus Sumi schreiben sie mir von selbst. Sie befinden sich alle in den Schutzräumen und haben Netz. Wer schreibt, berichtet auch von den anderen.

Nachdem ich also weiß, wie die „Gruppensituation“ aussieht, schreibe ich all jenen, die an der Front sind.

Im Nationalmuseum, dessen Direktor jetzt Fiodor ist, haben sie am ersten Tag den Rest der Ausstellung abgebaut. Danach gingen einige gar nicht erst nach Hause, sondern sofort zur Mobilmachungsstelle. So war das in allen Museen. Fiodor selbst wohnt jetzt im Museum. Alle drei Tage besucht er die Schwiegermutter und bringt ihr Essen. Auch sie kann nicht in den Schutzraum herabsteigen.

Die jetzt in der Armee sind, können nicht immer sofort antworten. Das ist verständlich, trotzdem wird man nervös. Ich bitte sie, wenigstens mit einem Wort zu antworten.

Heute meldete sich Jakov, von dem ich zwei Tage lang kein Lebenszeichen

bekam. In Butscha² bei Kiev hatte er ein Haus nach eigenem Entwurf gebaut, mit einem geräumigen Keller. Dort wohnt er jetzt mit seiner fünfköpfigen Familie, zwanzig Nachbarn, mit Katzen und Hunden. In Butscha kann man sonst nirgendwo mehr wohnen.

Wir brauchen kein Fernsehen. Zweimal am Tag tauschen wir Informationen aus. Wenn mir jemand aus Russland schreibt, dass alle Fernsehsender lügen, „unsere und Eure“, protestiere ich nicht. Ich schaue kein Fernsehen. Morgens und abends bekomme ich Nachrichten von meinen Freunden. Von jenen, die ich schon ewig kenne. Wir müssen uns nicht belügen. Manchmal beschreibt jemand die Lage, sagt, dass es nicht so schlimm sei, um die anderen zu stützen...

3. März, achter Kriegstag

9. 2.44 in der Nacht

Gerade schlugen irgendwo in der Nachbarschaft vier Geschosse ein. Die Bücherschränke wankten, die Scheiben vibrierten. Die Fenster blieben heil. Wir zogen uns an und gingen in den Flur. Jetzt sitzen wir hier und warten ab.

Und dabei war der Abend so erstaunlich ruhig. Ich dachte noch: „Es setzt ein leichter Regen ein, nichts wird passieren.“ Raketen stört so ein Regen jedoch nicht.

Ich weiß nicht, wie diese Nacht endet...

Es gibt auch eine gute Nachricht. Die Spezialeinheiten der Ukraine (SSO) haben offiziell verkündet, dass sie ab sofort keine russischen Artilleristen mehr gefangen nehmen würden – egal ob Offizier oder Kanonier, niemand! Ich habe die Neuigkeit sofort an meine Leute in Charkiv weitergeleitet. Sollen sie sich freuen! Meinen Bekanntenkreis kann man weder zu den Kriegsanhängern, noch zu den Nationalisten zählen. Die Ansichten haben sich aber sehr schnell und extrem verändert. Die Leute fragen sich ernsthaft, was man mit den Kriegsgefangenen machen soll. Sie meinen, es sollten nur die einfachen Soldaten in Gefangenschaft bleiben, die Söldner, die Angehörigen der Spezialeinheiten und der OMON³ hingegen sofort erschossen werden. Da es sich ja um eine „Spezialoperation“ handelt und sie uns nicht den Krieg erklärt haben, gelte auch das internationale Kriegsrecht bezüglich Kriegsgefangener nicht. Die einfachen Soldaten sind Dummköpfe und Kinder, sie tun einem leid.

Heute wurde auch mitgeteilt, dass die Mütter ihre kriegsgefangenen Söhne abholen können. Ich würde sie hierbehalten, sollen sie die Ruinen wegräumen! Jetzt warte ich auf den nächsten Beschuss, bombardiert wird gerade Isjum (ziemlich neue Bilder, vom Beginn der Nacht). Zwei Kinder leben nicht mehr.

² Jener Ort mit Szenen des Grauens, die sich der Weltöffentlichkeit am 3. April nach dem Abzug der russischen Truppen boten. Hunderte ermordete Zivilisten, exekutiert, vom Fahrrad geschossen, angebrannt, notdürftig verscharrt.

³ Spezialeinheit der russischen Nationalgarde, übersetzt: „Einheit der Miliz besonderer Bestimmung“, später „Mobile Einheit besonderer Bestimmung“.

Einfach so. Wahrscheinlich, weil sie „Banderovci“ oder „Nazis“ waren.

10. Brot

Es gibt Lebensmittel in der Stadt, aber nicht viele Läden sind geöffnet. Und die Lieferungen unregelmäßig. Gestern ging ich mit meiner Schwester, Besorgungen machen. Sie stellte sich in die Schlange vor dem Fleischer. Ich lief zum Lebensmittelladen. Man kauft, was da ist, und nicht, worauf man Appetit hat. Butter gab es keine, aber „russischen Käse“. Dieses Zeug lag vielleicht mal in der Nähe von Käse und der Name ist feindlich. Wir bekamen alles Nötige, nur Brot nicht. Bei Brot gibt es Schwierigkeiten.

Es zeigte sich, dass wir Tee im Haus haben. Das hatte ich nicht vermutet, aber meine Schwester wusste es. In unserem Block verblieben nur Wenige, auf unserer Etage nur wir. Ein Nachbar einen Hauseingang weiter schrieb mir, dass er irgendwo hinfährt und Brot besorgt. Für alle und jeder kann so viel nehmen, wie er will, auch auf Vorrat. Er kam mit einem ganzen Kofferraum voll! Er wollte kein Geld dafür und war sogar beleidigt, als wir bezahlen wollten. Er sagte, er würde weiterhin Brot besorgen und Geld wolle er nicht.

11. Klaus Raddatz⁴

Magda Maćczyńska und ich wollten einen Artikel mit dem Titel „Klaus Raddatz im Museum in Winnica während des Zweiten Weltkriegs“ verfassen. Meinen Teil hatte ich lange und gründlich geschrieben, schon seit dem Herbst. Ich habe ihn genau zwei Tage vor Kriegsbeginn abgeschlossen. Am Tag des Angriffs schickte ich ihn eiligst Magda, denn ich befürchtete, ich schaffe es nicht. Dachte, es würde kein Internet mehr geben. Schließlich enthält er 50 Abbildungen. Es ging gut.

Während des Zweiten Weltkriegs diente Klaus Raddatz, der spätere Professor in Göttingen, in der Wehrmacht. Das Schicksal wollte es, dass er in Winnica und in Gniesdovo stationiert war. In Winnica besuchte er das dortige Museum und zeichnete Exponate. Diese Zeichnungen schickte er wenige Jahre vor seinem Tod im Jahr 2002 an das Museum in Winnica. Die Museumssammlung ist während des Krieges nahezu komplett verschollen. Den Mitarbeitern war es nicht gelungen, die Sammlung zu evakuieren. Während der ersten Kriegstage hatten sich der Direktor und drei Angestellte im Gebäude verbarrikadiert, um es vor Marodeuren zu schützen. Rumänische Soldaten brachen jedoch in das Museum ein und zerstörten teilweise die Ausstellung. Ein Teil der Sammlung mit den besten Stücken wurde nach Deutschland gebracht. Während der Befreiung der Stadt wurde das Museumsgebäude von Artilleriegeschossen getroffen.

Bei der Vorbereitung des Artikels durchforstete ich Unmengen an Archivmaterial, Fotos und Dokumente. Ich erfuhr, dass die Deutschen beim Rückzug Brücken sprengten, nachdem ihre Einheiten den Südlichen Bug überschritten hatten. Wir reden hier aber nicht von den Zivilisten und davon, dass, während das Museum

⁴ Klaus Raddatz (1914-2002), deutscher Prähistoriker.

(nur für die Besatzer) geöffnet war, nebenan Juden erschossen wurden und dass die Museumsmitarbeiter, die lediglich die Exponate retten wollten, des Verrats angeklagt wurden.

Vielleicht ist das mein letzter Artikel. Keine Ahnung. Magda schwor, dass sie ihn zu Ende bringt. Heute würde ich den Text allerdings völlig anders schreiben...

12. Ein Panzer

Ein kleiner Junge aus Kiev, den ich kenne, bastelte mir heute einen Panzer aus Knete. Er ist vier Jahre alt und heißt Bogdan. Mit seiner Mutter und seiner Schwester wohnten sie in einem gefährdeten Teil der Stadt und zogen deshalb in die Oblast Chmelnyzkyj. Als er heute kam, bestellte er Grüße und fertigte für mich ein Spielzeug – einen Panzer.

4. März, neunter Kriegstag

13. Geschichtshandbuch – Charkiv

„Heute, am 24. Februar 2022, griffen russische Einheiten ohne Kriegserklärung die ukrainische Grenze an. Es beginnt der Krieg des ukrainischen Volkes gegen die Aggressoren. Das Recht ist mit uns! Wir zerschlagen den Feind! Wir werden siegen!“

Warum Charkiv? Es gibt die Stadt nicht mehr, auch wenn es sie noch gibt. Die Häuser wurden praktisch dem Erdboden gleichgemacht. Die Menschen hausen in Kellern und Luftschutzräumen und verteidigen sie.

Diese Stadt galt als Stadt der Feiglinge, als Überbleibsel der „russischen Welt“. Sprache, Kirchen, Fernsehen, Lieder, KBN⁵ und Politiker... Nicht zufällig floh die gesamte Entourage von Janukowitsch⁶ 2014 nach Charkiv. Sie dachten, dass die Einwohner den ukrainischen Teil der Stadt blockieren und mit Blumen die Befreier der Stadt begrüßen würden. Wie im Kino. Und jetzt rächen sie sich.

Das Ausgrabungsteam von Mischa war immer vollständig russischsprachig. Jetzt, wenn es gelingt, diese Leute zu kontaktieren, antworten sie immer häufiger auf Ukrainisch. Russisch wurde zur Sprache des Feindes und Fernsehprogramme wie KBN und dergleichen wird es nie mehr geben.

Dort starben Kinder – Viert- und Fünftklässler. Vor zehn Tagen gingen sie noch normal zur Schule. Jetzt liegen sie im Leichenschauhaus. Sie zu beerdigen ist gefährlich – die Friedhöfe befinden sich in den Vorstädten.

Heute gelang wohl eine Übereinkunft hinsichtlich eines humanitären Korridors. Ich hoffe, die Mädels machen sich auf den Weg, obwohl einige bereit sind zu sterben. Unter jenen, die wegfuhr, war niemand, der in Richtung „russische Welt“ wollte. Alle gehen nach Westen, in die von den „Banderovci“ bewohnten Städte. Sie schrieben: „Nur für kurze Zeit“. Vor dem Krieg hatte Charkiv

⁵ „Klub der Fröhlichen und Schlaunen“, ein bekanntes Fernsehprogramm.

⁶ Viktor Fedorovytsch Janukovytsch, von 2010 bis 2014 Präsident der Ukraine, im Zuge der Massenproteste im Rahmen des Euromajdan vom Parlament abgesetzt; Er lebt gegenwärtig im russischen Exil.

anderthalb Millionen Einwohner. Die Stadt ist weg. Und doch gibt es sie noch.

14. Wie wir jetzt leben

Heute machte ich in meinem Viertel einen Spaziergang von etwa einer Stunde. Es waren wenig Menschen unterwegs. Ständig heulten die Sirenen und waren Explosionen zu hören. Aber weit entfernt und es war kein Bombardement, sondern kam eher von den Verteidigern, die gegen die von Süden, aus Richtung Obuchiv vorrückenden „Befreier“ kämpfen.

Die Läden sind zur Hälfte leer; am besten geht man vormittags einkaufen, ich aber ging nach dem Mittagessen hinaus. Es gibt Ananas, Spargel, Muscheln als Konserven und andere Delikatessen. Keiner kauft das, trotz Preisnachlässen. Die Menschen denken jetzt praktisch. Buchweizengrütze gibt es auch. Alle haben sich schon eingedeckt. Sie schreiben, dass irgendwo Brot umsonst ausgegeben wird, aber ich habe noch Vorräte.

Kiev wird wenig beschossen und bombardiert. Wir haben uns schon daran gewöhnt. Die erste Nacht lag ich vollständig bekleidet im Bett. Bei jedem Alarm führte ich Mutter und Schwester in den Flur. Dort saßen wir und warteten auf Entwarnung. Über mehrere Tage zog ich Hose und Jacke aus, legte sie aber immer neben mich. Gestern bin ich nicht einmal aufgestanden. Ich schlafe wie immer, nur mit Unterbrechungen. Ich lese etwas im Internet und versuche, wieder einzuschlafen.

In Winnica, wo ich viele Freunde habe und wohin einige Bekannte aus Kiev gefahren sind, gibt es noch alles in den Läden und keine Schlangen. Schlimmer ist es in Charkiv. Heute sollen Lebensmittel durch einen humanitären Korridor geliefert werden. Kirill hat seine Mutter überredet, wegzugehen. Hoffentlich gelingt es ihr! Charkiv sieht jetzt aus wie Stalingrad, falls das noch jemand nicht wissen sollte.

Heute rief ich aller Bekannten aus Kiev an, die noch nicht weggefahren oder bei der Armee sind. Alle sind freiwillige Helfer, sei es für die Armee, sei es für die Flüchtlinge oder als Altenpfleger. Es wurde bekanntgegeben, dass morgen alle Geschäfte mit Tierfutter offen sein werden, worüber sich unsere drei Katzen freuen. Auch sie bitten darum zu vermitteln, dass wir unter keinen Umständen in den Luftschutzraum gehen werden. So leben wir jetzt.

5. März, zehnter Kriegstag

15. Alltag

Man muss sich mit einfachen Dingen beschäftigen, etwas tun, was man immer getan hat. Den Katzen Futter geben, die Pflanzen gießen... Mischa bäckt Brot ohne Hefe. Dafür muss man aber einen Vorrat an Mehl haben. Ich beklebe die Fensterscheiben...

16. Geschichtshandbuch – Ethnologie.

Dieser Text könnte manchen beleidigend erscheinen, aber er enthält nur laute Gedanken. Ich behaupte nichts, sondern versuche nur zu verstehen und berücksichtige dabei meine neue Lebensweise und die heutigen Eindrücke.

Mich rief ein guter russischer Freund an. Jemand, der – man möge mir die hochfliegende Ausdrucksweise verzeihen – mit mir dieselben Ideale teilt. Er war nervös und sprach wirr. Er hatte irgendeinen Abschnitt meines Kriegstagebuchs gelesen. „Verzichtet nicht auf die russische Kultur, sie ist großartig!“ Und er ergänzte: „Diesem Volk wurde ganz einfach das Rückgrat gebrochen...“ Da wurde ich nachdenklich.

Es sind zwei Tage vergangen, aber ich kehre in Gedanken immer wieder zu dem Gespräch zurück. Wie kann man einem Volk mit „großartiger Kultur“ das Rückgrat brechen? Warum brachen sie nicht die Polen, die über die Hälfte Sibiriens verstreut waren und deren Land dreimal zwischen absolutistischen Mächten aufgeteilt wurde? Wo liegt die Ursache? In der Religion? Wohl kaum, der Katholizismus ist internationaler als der orthodoxe Glauben. In der Kultur? Es gibt kaum eine großartigere als die russische. Tschechow und Dostojewski kennt die gesamte gebildete Welt. Sie sind ohne Zweifel bekannte als Mickiewicz, Sienkiewicz oder Napoleon Orda⁷. Wodurch unterscheidet sich eine „großartige Kultur“ von einer weniger großartigen? Dadurch, dass sie vielen Völkern bekannt ist? Oder durch noch etwas Anderes?

Ich erinnerte mich, wie ich auf Doschd⁸, als der Sender noch in Kiev empfangen werden konnte, eine Doku über Sotschi nach den Olympischen Spielen sah. Es gab da einen Moment, der auf mich starken Eindruck machte. Für die Gäste war eine Art russisches Disneyland nur mit Motiven russischer Märchen errichtet worden. Jetzt ist alles verlassen, keiner fährt mehr dorthin. Und dann zeigen sie ein Häuschen auf Hühnerbeinen, Emilja auf dem Ofen, einen aus dem Brunnen schauenden Hecht, Bären mit Balalaikas. Alles in absoluter Stille inmitten von Palmen! Palmen, Stille und 33 Märchenfiguren. Brötchen, Pfifferlinge, Vogelbeeren und graue Wölfe in den Subtropen in absoluter Stille. Schauerlich. Als sei das alles das Werk eines psychisch Kranken. Bei uns empfinden viele so die „russische Welt“: sie ruinieren uns, zwingen uns, setzen uns den Kokoschnik⁹ auf und befahlen uns, das alles zu lieben. Ich spreche von den russischsprachigen Ukrainern.

Kultur ist ein weitaus größeres Konzept als Strawinski oder Prokofjew. Wenn sie andere Völker nicht bereichert, sondern alles ihnen Eigene verdrängt, weckt sie Ängste. Ist feindlich. Von der nächsten Generation in Kiev wird niemand mehr die russische Literatur kennen, keiner wird die Sprache mehr lernen und die Bücher werden nicht übersetzt werden. Ich überlege immer noch: Wann wurde diesem Volk das Rückgrat gebrochen? Hatte es jemals eines? Der römische

⁷ Er schuf Zeichnungen und Lithografien aus dem Gebiet Polen-Litauens, die 1873–1883 in Warschau in gedruckter Form erschienen.

⁸ Unabhängiger russischer Fernsehkanal, der jetzt verboten und abgeschafft ist.

⁹ Haube, traditionelle Kopfbedeckung verheirateter russischer Frauen.

Geschichtsschreiber Plinius beschrieb unterschiedliche Völker – jene, die klug und erfinderisch und jene, die stark, aber widerspenstig sind. Und schließlich (ich zitiere aus dem Gedächtnis!) schreibt er: „Am besten sind die Sklaven aus Kleinasien, bescheiden und pflichtbewusst.“

350 Jahre Leibeigenschaft und 80 Jahre Sowjetherrschaft, das sind mehr als zwanzig Generationen. Sklave, Sohn des Sklaven, Enkel des Sklaven und so weiter. Die Züchtung einer Rasse Bescheidener und Pflichtbewusster. Das ist die hervorragendste Art der Sklaverei – keine fremde, sondern die eigene. Keine Schwarzen aus Afrika wie in Nordamerika, keine Kleinasiaten wie in Rom, sondern die eigenen Leute. Sie alle wurden zu Sklaven, bis auf den Einen dort an der Spitze. Einer wurde Sklave des anderen. Auch der Sklave, der einen Sklaven hat, bleibt ein Sklave.

Wahrscheinlich auch deshalb gelang das Märchen des „sich von den Knien Erhebens“. Ich habe nie verstanden, wie man einem ganzen Volk einreden kann, dass es auf den Knien liegt und sich nur dadurch erheben kann, dass es andere bekriegt! In den neunziger Jahren lebte es sich schließlich genauso schwierig in Russland, in Georgien, in Moldawien und bei uns. Aber nur in einem Land kam man auf die Idee, der gesamten Welt die Mutter Kuskins¹⁰ zu zeigen.

Ich denke nicht, dass es sich um eine große Kultur handelt. Eine große Kultur macht die Menschen besser, größer, reiner, humanitärer. Nicht nur eine kleine Randgruppe, sondern alle. In Schweden hat ein Kind keine Angst vor einem Polizisten. Es vertraut ihm. Und dieser wiederum weiß, dass man dem Kind helfen muss. Der finnische Lehrer ist geduldig und achtet die Meinung des Schülers und bringt ihm damit bei, die Meinung des anderen zu achten. Kultur sollte erziehen und das Beste vermitteln. Dadurch unterscheidet sich der Mensch vom Schwein. Vor ein paar Tagen gelang es einem russischen Späher- und Sabotagekommando in Obolonja, bevor es zerschlagen werden konnte, eine ganze Familie zu erschießen. Vater, Mutter, Tochter. Das Mädchen hieß Polina und ging in die vierte Klasse. Noch vor zwei Wochen, ganz normal. Sie kam mit ihren Eltern nach der Entwarnung aus dem Versteck, um Lebensmittel zu kaufen. Was fühlte der Mann, der Polina und ihre Eltern erschoss? Für wen hielt er sie? Für einen faschistischen Panzer mit Nazisymbolen? Das Foto des erschossenen Mädchens ist im Internet. Wer will, findet es. Es gibt hier nichts weiter zu erklären, zu verurteilen. Sofort stellte ich mir das Leben des Mädchens vor – den Unterricht, die Hausaufgaben, die Freundinnen. Ihre Altersgenossen, da bin ich mir sicher, werden weder die russische Kultur kennen noch die russische Sprache erlernen. Das ist nicht nur ein Krieg, das ist ein Aufeinandertreffen zweier absolut unterschiedlicher Kulturen. Weder Tolstoi noch Tschechow ändern daran etwas.

¹⁰ Von Nikita Chruschtschow eingeführte Bezeichnung der Atombombe, die in den sechziger Jahren getestet wurde.

Alles ist jetzt völlig anders – Kotlarevski¹¹ und Franko¹² im Gegensatz zum Sich-von-den-Knien-erheben.

Sie zeigten, wie gestern zwei nach dem Angriff von Bayraktaren¹³ durch den Wald laufende Fallschirmspringer gefangen genommen wurden. Einer kniete nieder und sagte: „Wir dachten, das ist Asov.“ Unser Soldat antwortete: „Bei uns ist überall Asov!“ Der Gefangene schwieg. Er kann nicht verstehen, dass hier keiner „von den Knien erhoben“ und keiner befreit werden muss. Jeder hat sein Land, sein Haus. Jene, die hier leben und Russisch sprechen (so wie ich!), möchten nicht nach dem Recht des Nachbarn leben. Wenn ich hier unterdrückt worden wäre, hätte ich schon längst die Staatsangehörigkeit gewechselt und wäre nach Moskau gezogen. Retten muss man mich auch nicht.

Irgendwie scheint mir langsam, dass die „große russische Kultur“ ein Feigenblatt ist. Für die Verwilderung, die Aggression, die Rechtlosigkeit. Daher kann ich auch ohne das Bolschoi Theater oder die Tretjakow-Galerie überleben. Und noch viel mehr die Altersgenossen von Polina, die noch vor zwei Wochen in der vierten Klasse war...

Seid nicht beleidigt wegen der Wahrheit! Ich versuche nur, die verstreuten Gedanken zu sammeln.

17. Wissenschaft

Ein russischer Freund schrieb in einem populären Chat für Archäologen: „Alles hängt davon ab, was drumherum passiert, die Politik hat damit nichts zu tun.“ Das stimmt nicht! Politik macht man, wenn Frieden herrscht, sogar eine unbefriedigende. Wenn Krieg ist, ist Krieg. Wenige haben das bisher verstanden. Archäologie und Geschichte sind Geisteswissenschaften, humanistisch. Sie sollten auch humanitär sein. Humanismus in der Wissenschaft ist eine Einstellung des Forschers. Und der Standpunkt „es betrifft mich nicht“ ist weder als solcher akzeptabel, noch ist er wissenschaftlich.

18. „Nie pontowo“ (unfair). Ein Rückblick

Ich beobachte die Veränderungen in der russischen Rechtsprechung. Sogar aus der ruhigen Stadtwohnung blickend, die nicht bombardiert wird, scheinen sie furchtbar. Ich erinnere mich an das Jahr 2014.

Ich ging zum Majdan in einer schwierigen Februarnacht, als dort kaum jemand war. Das war Zufall – es war kälter geworden und die Menschen zerstreuten sich, um sich aufzuwärmen und auszuruhen. Es herrschte schon das „drakonische Recht“, demzufolge man schon allein wegen des Tragens einer Gesichtsmaske ins Gefängnis kommen konnte. Im Fernsehen wurde nichts berichtet, nur ein paar

¹¹ Iwan Kotljarewskyj (1769–1838) – bedeutender ukrainischer Dichter, der als Erster die Volkssprache in die literarische Schriftsprache überführte.

¹² Iwan Franko (1856–1916) – Dichter, Schriftsteller, Slawist; einer der wichtigsten Vertreter der ukrainischen Literatur.

¹³ Flugdrohne türkischer Produktion.

Journalisten riefen auf Youtube verzweifelt: „Kiev, erhebe Dich!“

Ich verließ gegen Mitternacht die Wohnung. Falls jemand Kiev kennt – ich wohne recht weit entfernt vom Majdan, ganz am Ende des Lesi Ukrainki-Boulevards. Man musste den gesamten Boulevard entlanggehen, den Bessarabska-Platz überqueren, in den Chreschtschatyk¹⁴ einbiegen und OMON-Einheiten und Tituschki-Gruppen¹⁵ passieren, um zum Majdan zu gelangen. Mir wurde sofort klar, dass ich zu leicht angezogen war. Zum Frost gesellte sich ein schneidender Wind, der einem buchstäblich die Seele aus dem Leib blies. Die Stadt war menschenleer, auf dem Boulevard waren weder Personen noch Autos zu sehen. Ich ging in einem Spätkauf, um zwei Päckchen Zigaretten und ein Ersatzfeuerzeug zu besorgen. Mehr hatte ich nicht bei mir. Nie besaß ich eine Waffe oder einen Schlagstock.

Trotz aller Umstände kam ich unversehrt auf dem Majdan an. Es war die schwärzeste Nacht meines Lebens. Wir waren wenige und sie drängten uns in Richtung Gewerkschaftshaus, dessen Eingänge von innen mit Möbeln verbarrikadiert waren. Ich schaute in Richtung der Reihen der Spezialeinheit und zu den Jungs neben mir und mir wurde klar, dass wir keine Chance haben. Auf meiner Barrikade waren wir nur zwei Erwachsene. Der Rest waren mutige, verzweifelte und dumme Kinder. Mit Blick auf die Schutzschilde vor uns dachte ich nur an die Beulen, die ich davontragen werde von den Schlagstöcken und den Fußritten.

Ich fühlte in solchen Moment eine große Furcht. Ich muss zugeben, dass ich nicht sonderlich mutig bin, ganz im Gegenteil. Die Angst war stark, aber nicht so wie jene in meiner frühen Kindheit. Es war eher so eine Art Traurigkeit. Bis heute erinnere ich mich an den Mond, die Scheinwerfer und den Rauch. Ich schaute in den Himmel und dachte, dass es mich morgen nicht mehr geben wird. Ich dachte an meine Mutter, daran, dass sie sterben könnte, falls mir etwas passiere. Und daran, dass ich vieles über Jahre auf später verschoben und dann doch nicht getan habe.

Zum Glück griffen sie uns nicht an. Und am Morgen kamen Zehntausende auf den Majdan. Ich kehrte nicht sofort nach Hause zurück. Gegen 10 Uhr ging ich den jetzt sicheren Chreschtschatyk entlang und traf einen Freund. Er brachte mich zu seinem Arbeitsplatz, damit ich einen Tee trinken konnte. Um die Mittagszeit ging ich nach Hause, dachte, ich lege mich sofort hin. Aber ich konnte bis zum Abend nicht einschlafen. Ab dieser Nacht bin ich Tag und Nacht auf die Straße gegangen. Meine Kleidung roch nicht nur eine Woche lang nach Rauch, aber ich gewöhnte mich daran.

Warum ging ich zum Majdan? Ich schwöre, ganz und gar nicht aufgrund von Prinzipien oder Überzeugungen. Aber ich schätze aus Selbstachtung. Als Schuljungs sagten wir immer: „Nie pontowo“ – unfair. Wäre ich zu Hause

¹⁴ Zentraler Boulevard in Kiev.

¹⁵ Tituschki: von der Regierung angeheuerte, zum Teil auch unter Zwang nach Kiev transportierte Schlägergruppen, die Krawalle gegen die Majdan-Bewegung initiieren sollten.

geblieben, wäre das „nie pontowo“!

Ich erwähne das alles deshalb, weil unsere OMON-Männer nicht so furchtbar waren. Bei ihnen gab es auch viele unserer „Ehemaligen“ von der Krim. Sie flohen vom Majdan schneller als der Zug Kiev–Simferopol. Und ein Großteil dieser für Euch „furchtbaren“ Spezialkräfte ist hier und – wie man jetzt zu sagen pflegt – „düngt unsere Felder“.

Auf keinen Fall fordere ich jemanden auf, auf die Straße zu gehen oder gegen etwas zu verstoßen! Ich habe darüber geschrieben, weil ich mich an meine Ängste erinnere. Keine Ahnung, ob ich sie völlig besiegt habe, aber wäre ich damals nicht auf die Straße gegangen, würde ich wie ein Außenseiter bis zu meinem Tode schweigen. Das wäre sicher bequem, aber mit Sicherheit „nie pontowo“.

7. März, zwölfter Kriegstag

21. Die erste ruhige Nacht

Die Katzen sperre ich normalerweise nachts aus meinem Zimmer aus. Jetzt aber sind auch sie unruhig, also mache ich eine Ausnahme. Sarah kam herein, sprang auf das Bett und sitzt jetzt still und vorsichtig auf dem Rand. Ich sage zu ihr: „Keine Angst, wir besiegen den Feind. Du weißt nicht, wer das ist? Das sind die, die uns angegriffen haben“. Sarah knurrt zufrieden, fährt die Krallen aus. Und der Feind zittert.

19. Dialoge

Die wichtigste Frage lautet: „Wie?“, die wichtigste Antwort: „Norm“ – also normal. Oft antworten so die Soldaten oder die Angehörigen der Territorialverteidigung. Sie sind müde, deshalb nur in dieser Kurzform. „Norm“ – also ich lebe und bin unversehrt.

Kontakte sind jetzt äußerst wichtig. Viele Familien sind getrennt, die Kinder und Frauen wurden weit von den Kampfzonen weggebracht. Aber die Kontakte dienen nicht nur dem Austausch von Informationen. Die Menschen bieten Hilfe an oder bitten um solche, bei der Besorgung von Essen für die Kinder, bei der Organisation eines Transports für die allein gebliebene Großmutter oder Medikamente.

Ich habe versucht, Ausnahmen in meiner eigenen Korrespondenz mit Kollegen und Freunden zu sammeln. Anfangs wählte ich nur Informationen von Frauen aus, Männer schreiben kürzer. Dann merkte ich, dass das interessant ist, also bleibt es in dieser Form.

Alla, Dr. habil., eine in Russland bekannte Altertumsspezialistin:

„Nur vier meiner russischen Freunde und Kollegen haben mir geschrieben.“

Olga, Dr., Archäologin, Museumsmitarbeiterin, seit dem ersten Tag bei der Territorialverteidigung:

„Nun gut. Ich werde ein wenig schlafen, ab 9 Uhr haben wir eine ganztägige

Patrouille (natürlich nur, falls es einigermaßen ruhig bleibt)“.

Julia, Direktorin eines der größten Museen in der Ukraine, vom Arbeitsplatz aus:
„Mach´s gut, die Nacht wird heiß!“

Lida, Bodendenkmalpflegerin, aus einer der Oblasti im Frontgebiet:

„Maxim, gestern habe ich abgeschaltet, weil ich einen ganzen Tag nicht geschlafen habe. Erst hatte ich Angst um meine Familie, dann um Euch, um Kiev. Frühmorgens las ich auf Telegram von einem Großalarm“.

Irina, Direktorin des Instituts für Bodendenkmalpflege; es ist wohl klar, über wen sie schreibt:

„Meinst Du, dass sie irgendetwas verstehen? Wohl kaum. Nur Einzelne fühlen wie wir. Sie machen nichts, alle haben Angst um ihren eigenen Hintern. Mitleid – ja, etwas tun – nein.“

Jula, Sanitäterin, Ehefrau meines alten Freundes:

„Jeden Tag gehe ich zur Arbeit und ignoriere die Sirenen. In den Luftschutzraum gehe ich nicht, falls – was Gott verhindern möge – mir etwas geschieht, dann möchte ich zu Hause sein und nicht in so einem beschissenen Keller. Ola hat meinen Sascha und den kleinen Saschunia gesehen. Sie sind zu der Familie gefahren, die wir im Oktober kennengelernt haben. Sie sind in Sicherheit; ich habe keine Angst, sondern empfinde nur Hass. Einen solchen Hass, dass ich, wenn ich einen [Russen] treffen würde, ihn mit bloßen Händen zerreißen würde.“

Schanna, Museumsmitarbeiterin, aus einer Stadt, wo Kämpfe toben:

„Gestern wurden über der Stadt zwei Kampfflugzeuge gesichtet, die sehr tief flogen. Am Abend flog ein Flugzeug in geringer Höhe. (Es krachte entsprechend; ich bin in Flughafennähe aufgewachsen, daher weiß ich das; die Nachbarn waren voller Angst). Es senkte sich direkt über dem Heizkraftwerk und der 40. Elektrostation ab – die Feuer wurden aber fast sofort gelöscht. Strom gab es bei uns schon am Abend wieder, aber der Großteil der Stadt blieb ohne Licht. Wasser und Heizwärme gibt es in der gesamten Stadt nicht.“

Schenia, Direktorin eines Museums an der Frontlinie; sie hat alle Mitarbeiter herausgefahren: „Die Soldaten gaben uns zu essen. Wir sind viele.“

Larisa, Museumsmitarbeiterin, Archäologin, meine Kommilitonin:

„Ich schlug mich zu meiner Freundin am anderen Ende der Stadt durch, in ein reines Wohnviertel. Wie sind in einem Haus mit Keller, dort verstecken wir uns mit ihren Freunden und Nachbarn.“

Marina, Archäologin in einem Kreismuseum:

„Ich sitze hier mit meiner Mutter und der Katze, die schon den zweiten Tag unter Schock steht. Ich koche, habe Angst zu duschen – plötzlich habe ich Klaustrophobie.“

Tata, meine alte Freundin, die aus der Chabarowsk-Region¹⁶ stammt:

„Als Antwort auf die von mir gemachte Tonaufnahme von Explosionen zwei Straßen weiter (Kämpfe in der Berestenska-Straße) schrieb meine Tante: „Glaub’

¹⁶ Verwaltungsregion in Russland, im Fernen Osten, an der Pazifikküste.

es nicht! Das ist alles Fake. Würden die Russen gegen Euch kämpfen, blieben von Euch nach zwei Stunden nur feuchte Flecken, denn die russische Armee ist die stärkste der Welt!“

8. März, dreizehnter Kriegstag

20. Internationaler Frauentag

Mein Freund in Charkiv postete auf Facebook bekannte Bilder. Das stand an einem Haus in Leningrad: „Bürger! Bei Artilleriebeschuss ist diese Straßenseite am gefährlichsten.“ Darunter auf einem Schild: „Die Aufschrift wurde zur Erinnerung an den Heroismus und die Tapferkeit der Einwohner Leningrads während der neuhunderttägigen Blockade der Stadt belassen.“

Der Freund schrieb:

„Ich kann mich gut an diese Aufschrift erinnern. Ich sah sie als Kind. Selbst in meinen schlimmsten Träumen hätte ich mir nicht vorstellen können, dass sie einmal für meine Heimatstadt gelten könnte. Ich habe das Bild an meine russischen Kollegen geschickt mit dem Kommentar: „Wie geht es Euch? Jetzt seid Ihr die Nazis.“ Sie sind peinlich berührt. Aber sie schreiben auch nicht mehr: „Nicht alles ist so eindeutig“. Jetzt kommen viel öfter Fragen wie „Was wird jetzt aus uns?“

Kirill ist es gelungen, die Flucht seiner Mutter aus Charkiv zu organisieren. Letzten Herbst hatte sie ihn in Deutschland besucht. In Charkiv konnte sie nicht in den Luftschutzraum. Sie stand drei Stunden im Rahmen der doppelten Wohnungstür, keiner gepanzerten, aber aus Stahl. Solche Türen verklemmen sich oft bei der geringsten Verdrehung. Die verängstigte schwache Frau steht in völliger Dunkelheit in einem Stahlkasten von dreißig Zentimeter Breite und hört die Explosionen in der Umgebung. Ohne Wasser, ohne Licht. Keiner weiß, dass sie dort steht... Keine Ahnung, wie viele psychologisch betreuen werden müssen. Meine Mutter erinnert sich bis heute an die Bombardements von 1941. Und Kirill sagt: „Mama kann auf nichts antworten, sie fängt sofort an zu weinen.“

Eine Kollegin meiner Freundin hat auch ihre Mutter aus Charkiv herausgebracht. Hier ihr Bericht:

„Mama ist jetzt bei mir. Sie ist 83, klein, schmal, fast besinnungslos. Sie kann immer noch nicht glauben, was passiert. Von Zeit zu Zeit wiederholt sie: ‚Die Welt ist verrückt geworden! Die Welt ist verrückt geworden!‘ Und dann: ‚Was wollen sie von uns? Sie haben so viel von allem, das Land ist so groß.‘

Mama ist dement. Sie erinnert sich gut an Ereignisse aus ihrer Jugendzeit, aber nicht daran, was vor fünf Minuten geschah. Sie erinnert sich an die Evakuierung im Jahr 1941, als sie als kleines Mädchen auf einem Bahnhof fast verlorenging. Als jetzt alles begann, hatte sie Angst verlorenzugehen (und das in Anwesenheit ihrer Tochter und zweier Enkel!). Sie fragte, was passierte, wenn ich sterben würde. Ich beruhigte sie, sie sei zu Hause in Kiev bei ihrer Familie.

Ich ging hinaus in die Küche. Sie schaut Nachrichten. Ich komme zurück und sie sagt: ‚Sie haben Charkiv bombardiert.‘ Ich kann sie beruhigen, dass ihre Schwester (meine Tante) lebt und dass ich mit ihr telefoniert habe.

Jetzt lebe ich mit einem 83-jährigen Mädchen, das mich zehnmal pro Stunde fragt: ‚Was wollen sie von uns?‘ “

Ksenia, Archäologin aus Charkiv, eine Schülerin von Mischa (ich bat sie, ein paar Worte zu schreiben):

„Maxim, ich weiß nicht, worüber ich schreiben soll, aber ich schreibe einfach los. Ich bin 38, in Charkiv geboren. Meine Mutter ist Ukrainerin, mein Vater Russe. Ich ging auf eine russischsprachige Schule, studierte dann russische Geschichte. Nie wurde mir verboten, Russisch zu sprechen, niemand hat mich jemals bei irgendetwas behindert. Ich arbeitete an Orten, die ich mochte und hatte ein ruhiges Leben. Vor zwölf Tagen jedoch hat sich meine Welt komplett verändert. Russische Truppen haben schlafende ukrainische Städte angegriffen, friedliche Menschen; Häuser in Wohnvierteln und im historischen Stadtzentrum wurden beschossen. Mütter mit ihren Kindern und Alte sitzen in den Schutzräumen. Keiner versteht das – wofür? Wenn mich jemand fragt, was für Eindrücke ich von den letzten Tagen habe, kann ich nicht antworten ohne zu fluchen. An den ersten Tagen hatten wir furchtbare Angst, vor allem um Verwandte und Freunde in den verschiedenen Stadtteilen. Jeden Morgen das gleiche: Herumtelefonieren und fragen: „Wie geht es Euch?“ Jeder Morgen beginnt mit den Nachrichten. Und mit jedem Tag verstehe ich mehr und kann unterscheiden, wer wann und womit schießt – Unsere oder der Feind (wozu brauche ich so ein Wissen?). Ich bin ein ruhiger Mensch, jetzt aber voller Wut. Ich will nicht weinen oder hysterisch sein, aber ich bin zornig, sehr zornig. Ich kann nicht verstehen, dass wegen der Ambitionen eines durch Macht korrumpierten Ungeheuers und der Gruppe seiner Lakaien friedliche Menschen sterben müssen. Dass bei Protestaktionen in Russland Banditen einen Menschen schlagen und die anderen nur danebenstehen. Oder habt ihr Euch in die Schlange gestellt? Warum haltet Ihr alle Nachrichten, die sie Euch bieten, für wahrhaftig? Und wer gab Euch das Recht, in mein Haus einzudringen, wenn Euch niemand gerufen hat? In jeder ukrainischen Stadt geben sie Euch diese Koordinaten: 14° 24' 28" S 71° 18' 00" S¹⁷. Warum versteht Ihr das nicht?“

Nastia, sie ist keine Archäologin, aber ich habe sie vor vielen Jahren bei Ausgrabungen kennengelernt, an denen sie nach dem Schulabschluss teilnahm:

„Wir leben. In Charkiv. Das Haus ist heil, die Kinder sind weggefahren. Bis auf die Tochter, die die Hilfe der Freiwilligen koordiniert, und einen Sohn, der Feuer löscht. Gestern wurde heftig geschossen, offenbar ist fast die gesamte Stadt schon dem Erdboden gleichgemacht. In meinem Viertel ist es vergleichsweise ruhig, zweimal flogen die Raketen dicht an uns vorbei. Oh, schon wieder kracht es!“

¹⁷ Ńahuj, Berg bei Cuzco in Peru. – Klangleich mit einem Teil der Aufforderung „Иди нахуй“ (Idi nachuj – sinngemäß: „Verpiss Euch“) war die Antwort der ukrainischen, auf der kleinen Schlangeninsel im Schwarzen Meer stationierten Soldaten auf die Aufforderung der russischen Marine, sich zu ergeben.

Heute blieb es in Charkiv relativ ruhig, daher bat ich Nastia, etwas mehr zu schreiben. Ehrlich gesagt, hatte ich eine solche Ehrlichkeit nicht erwartet:

„Ich bin russische Staatsbürgerin, Mutter von sechs Kindern, davon fünf Söhnen. Von Anfang an wussten wir, dass in Russland ein Ungeheuer die Macht ergriffen hat. Mein Mann, ein kluger Kopf, sagte damals sofort: „Werfen wir den Fernseher weg!“ Vor unseren Augen wurde aus dem Fernsehen ein Propagandaapparat, obwohl ich es nicht für möglich hielt, dass zwanzig Jahre derart auf unseren Verstand einwirken können. Im Jahr 2007 wurde uns klar, dass wir ausreisen müssen. Wir haben fünf Söhne, die wir nicht davor schützen können, einberufen zu werden. Wir könnten nichts dagegen tun, wenn man sie in einen Krieg in einem anderen Land schicken würde. Und wir waren uns sicher, dass es dazu kommen würde. Wir wussten nur nicht, dass dieses Land die wundervolle Ukraine sein würde, wohin wir mit dem kleinstmöglichen Gepäck gereist sind. Wir leben hier seit vierzehn Jahren. Die Kinder wurden groß und gingen auf das russischsprachige Gymnasium in Charkiv. Wir sprachen Russisch, lernten aber auch Ukrainisch. Niemand hat uns dazu gezwungen. Wir konnten die ukrainische Staatsangehörigkeit erlangen, lediglich das Wahlrecht blieb uns verwehrt.

Und dann kam 2014 der „russische Frieden“ nach Charkiv, Donezk und Luhansk, um uns vor jemandem zu schützen. Vor den nationalistischen Banditen, die es 2014 in Charkiv nicht gab, aber auch vorher nicht. Es begann etwas Unvorstellbares. Charkiv ließen sie in Ruhe, aber Donezk und Luhansk wurden zur Hölle. Meinen Verwandten in Russland konnte man das nicht erklären. Aber wir zerstritten uns nicht darüber. Der Krieg war damals noch nicht so nah. Wir beschlossen, einfach zu schweigen.

Dann kam der Februar 2022. Mir wurde klar, dass es diesmal ernst wurde. Schließlich erinnere ich mich, wie in Russland, zuerst wegen Tschetschenien, dann wegen Georgien, eine Hysterie entfacht wurde. Wie die Medien benutzt wurden. Und jetzt wiederholten sie die Methoden.

Das letzte Gehalt bekam ich am 18. Februar und ich wollte Vorräte an Grundnahrungsmitteln besorgen. Meine Familie lachte mich aus. Sie meinten, dass nichts geschehen würde, dass ich in Panik verfallende. Ich hörte auf sie und kaufte nichts. Dann, am 24. Februar, wurde ich von dem verzweifelt Kratzen unseres Hundes, der Angst vor Feuerwerk hat, an unserer Schlafzimmertür geweckt. Ich hörte Explosionen und Schüsse. Mir war sofort klar: Der Krieg hatte begonnen. Ich griff zum Telefon – überall geschah das gleiche. Wie soll ich beschreiben, was ich gefühlt habe? Dafür gibt es wohl keine hinreichend starken Worte. In unserem Familienchat schrieb ich, dass der Krieg begonnen hat, dass Russland uns angegriffen hat. Und wisst Ihr, was meine Mutter antwortete? – ‚Das sind Fake News!‘

Zu meiner Panik gesellen sich beleidigter Stolz und Schmerz. Meine Mutter schrieb uns später, dass wir keine Angst haben müssen, dass sie uns ‚schmerzlos‘ befreien würden. Es würden nur militärische Objekte zerstört, das wär’s. Keiner von uns konnte ihr irgendetwas erklären. Wir berichteten ihr, was wir sehen und

hören, was uns Zeugen erzählen – sie glaubte uns nicht. Sie glaubte uns nicht!
 In den ersten Tagen standen wir unter Schock, wenn das Feuer eröffnet wurde. Wir warfen uns in der Küche auf den Boden, auch wenn die Einschläge weit entfernt waren. Später gewöhnten wir uns daran. Mein fünfter Sohn, der gerade 18 Jahre alt geworden war, meldete sich zur Territorialverteidigung und kam zur Feuerwehr. Bis heute kam er nicht ein einziges Mal nach Hause. Die Schule konnte er nicht abschließen. Meine heldenhafte Tochter und ihr Freund, ein bekannter ukrainischer Musiker, gründeten eine Freiwilligengruppe, die Hilfeleistungen in der Stadt und an der Front organisiert. Sie schliefen wohl so gut wie nie an diesen Tagen. Mein dritter Sohn gehört der Territorialverteidigung in Kiev an, er konnte nicht zurückkommen. Der älteste arbeitete in Ungarn, kam aber zurück in die Ukraine und ging vom Zug aus sofort zum Armeestützpunkt. Die anderen fuhren nach Westen. Die Fahrt nach Użhorod dauerte drei Tage. Sie steckten in endlosen Staus, jetzt sind sie freiwillige Helfer.

Ich bin geblieben, zusammen mit meinem Mann und den zwei Hunden. Weil ich das Gefühl habe, mein Haus und meine Stadt schützen zu müssen. Ich helfe, wo ich kann, jenen, denen es noch schlechter geht. Meine Stadt ist tagtäglich unter Artilleriebeschuss, die Wohnviertel werden von Flugzeugen aus bombardiert. Das furchtbarste ist diese animalische Angst, die nicht zu beherrschen ist. Aber was auch immer sie tun werden, Charkiv ist und bleibt eine ukrainische Stadt. Sie wecken ins uns aber nicht nur Angst, sondern auch grenzenlosen Hass. Das Leben ist jetzt sehr einfach und sein Sinn sehr deutlich. Es zeigte sich sofort, dass Geld keinen Wert mehr hat. Man kann dafür nichts mehr kaufen. Wie wenig man braucht um zu leben – ein wenig Essen, Wasser, Wärme, Menschen in der Nähe. Und Kontakte. Zum Glück gibt es diese. Der Sinn besteht darin, den Tag, wie auch den vorherigen, zu überleben. Womöglich ist er der letzte. Jene zu lieben, die in der Nähe sind. Sich dem Feind nicht zu ergeben, jenen zu helfen, die in Not sind. Und das sind viele. Derart einfache Dinge. So leben jetzt alle, die ich kenne. Jeder in meiner Stadt. Ich glaube daran, dass die Ukraine diesen Krieg gewinnt. Wir werden gewinnen. Dies wird einmal ein völlig anderes Land sein, stark und blühend.

Wir haben jetzt keine Angst mehr, selbst, wenn wir nicht überleben. Sagt mir: Wozu bist Du aus Russland geflohen? Damit die Jungs nicht in den Krieg ziehen müssen, um am Ende im Krieg anzukommen? Aber es ist ein ungeheurer Unterschied – ein Aggressor auf fremdem Gebiet zu sein oder ein Verteidiger des eigenen Landes. Ich freue mich und bin stolz, dass meine Kinder zu den Verteidigern gehören. Ab jetzt fühle ich mich nicht mehr als Russin. Ich bin Ukrainerin und meine Kinder sind Ukrainer. Das haben wir uns verdient.“

Etwas später schrieb sie kurz:

„Wir haben zwei Hunde. Einer hat Angst vor den Schüssen und versteckt sich unter dem Bett, der andere hat keine Angst vor Schießereien, nur vor dem Staubsauger. Ich beneide ihn darum!“

Das ist das weibliche Bild dieses Krieges...

9. März, vierzehnter Kriegstag

22. Die Krim

Ich habe die Bekanntmachung eines Wissenschaftlers von der Krim gelesen: „Wir, die Vertreter der Institutionen der Russischen Akademie der Wissenschaften auf der Krim und aus Sewastopol haben den offenen Brief russischer Gelehrter und Wissenschaftsjournalisten vom 24.02.2022 studiert. Wir sind der Ansicht, dass die dort aufgeführten Argumente absolut subjektiv sind sowie entweder von Unwissen und Falscheinschätzungen der Situation oder von den persönlichen Interessen bestimmter außerwissenschaftlicher, stark mit westlichen Strukturen verbundener Aktivisten diktiert wurden. Wir haben von innen gesehen, wie schon vor 2014 in der Ukraine der Hass auf alles Russische wuchs und wie dieser Hass nach den Ereignissen auf dem Majdan noch anstieg.“ Zu den Unterzeichnern der Bekanntmachung gehört der Direktor des „Instituts der Archäologie der Krim der Russischen Akademie der Wissenschaften“, Dr. habil. W. W. Majko.

Am traurigsten ist, dass Wadik Majko aus Kiev stammt. Hier ist er geboren und aufgewachsen. Hier genoss er seine Ausbildung und erlangte wissenschaftliche Titel. Auf die Krim zog er nach der Heirat.

Jetzt schreibt er: „Zu unserem großen Bedauern ist die Ukraine nicht mehr die nette, einst brüderliche Republik mit einem uns wohlgesinnten Volk, mit einer schönen Sprache, fantastischen Liedern und ähnlichen Traditionen. Weder gibt es noch Gogols Kleinrussland, noch die sowjetische Ukraine, das Symbol von Industrialisierung, Wissenschaft und Kultur. Jetzt herrschen dort unerhört aggressive und primitive, nationalistische, unter der Führung westlicher ‚Partner‘ gebildete Formationen. Gebildet, um Russen zu töten. Was sie vor acht Jahren im Donbass getan haben, verstößt gegen jegliche Vereinbarungen.“

Seht, ihm fehlt Kleinrussland! Ich habe in den letzten Tagen nicht an die Krim gedacht, aber jetzt hätte ich allzu große Lust, dort hinzufahren!

10. März, fünfzehnter Kriegstag

23. Nicht über Museen

Eigentlich wollte ich darüber schreiben, wie es den unter Beschuss stehenden Museen geht. Doch dann kam die Nachricht, wie tapfer das Heer der „Befreier“ eine Geburtsklinik in Mariupol bombardiert hat – mit Menschen darin. Mit Personal, Müttern, Neugeborenen, mit allen die sich darin aufhielten...

Gleich zu Beginn des Krieges habe ich einen Bekannten auf der Krim geschrieben, dass es hier blutjunge Kriegsgefangene gibt, die von der Krim stammen, und dass man deren Mütter benachrichtigen müsse. Er antwortete: „Ich

habe andere Informationen. Und außerdem glaube ich nur, was ich selbst sehe!“ Heute hat sich das Blatt gewendet. Jeder ukrainische Soldat weiß, was mit der Klinik in Mariupol geschehen ist. Jetzt beginnt ein völlig anderer Krieg! Vorher träumten wir davon, unser Land von den Okkupanten zu befreien. Jetzt wissen wir, dass, solange wir einen solchen Nachbarn haben, wir immer in Gefahr sein werden. Und nicht nur wir, auch die Georgier, die Moldawier, die Polen, die Esten, Litauer, Letten. Solange ein Land mit einem derart grausamen und gleichgültigen Volk existiert, werden wir keinen Frieden und kein Gefühl der Sicherheit haben.

Die Gespräche über Tschaadajew¹⁸, Gribojedow¹⁹, Lew Tolstoi und das Silberne Zeitalter enden somit für immer. Ihr könnt die richtigen Texte schreiben, aber Ihr seid außer Stande, sie zu verstehen. Jetzt zählt nur die Mariupoler Geburtsklinik!

11. März, sechzehnter Kriegstag

24. Stille

Gestern geschah mir etwas Merkwürdiges. Nach dem Mittagessen machte ich einen Spaziergang. Der öffentliche Nahverkehr funktioniert zurzeit sehr schlecht und es sind nur wenige Menschen auf der Straße. Deshalb beschränken sich meine Spaziergänge auf die umliegenden Läden.

Ich kaufte etwas Milch, irgendwelche Kleinigkeiten und kehrte nach Hause zurück. Im Hof blieb ich stehen, um mir eine Zigarette anzuzünden. Da hörte ich ein merkwürdiges Geräusch, ein bekanntes und zugleich außergewöhnliches. Ich schaute zur Straße. Dort liefen drei Mädchen, Hand in Hand, höchstens sieben, acht Jahre alt. Sie hüpfen und unterhielten sich fröhlich. Ganz allein, ohne Erwachsene.

Es war kein Mensch auf der Straße. Es fuhr kein Auto. Eine tiefe Stille, wie es sie in meiner Nachbarschaft noch nie gegeben hat. Und diese drei Mädchen. Sie gingen auf den Hof des Hauses gegenüber und für eine Weile hörte ich noch ihre Stimmen.

Ich stand da und schaute in die Richtung der verschwundenen Kinder. Sie hinterließen einen merkwürdigen, außergewöhnlichen Eindruck. Krieg und drei Mädchen.

In Kiev gibt es jetzt wenig Menschen, Kinder sehr, sehr wenige. Alle, die ich bislang sah, gingen immer zusammen mit Erwachsenen. Still, artig, die Eltern ernst und konzentriert. Der Mensch gewöhnt sich an den Krieg, das sehe ich auch an mir.

Wir reagieren kaum noch auf die Sirenen, verfolgen nicht mehr ständig die Nachrichten, sondern konzentrieren uns mehr auf die Nächsten und die Bekannten, die Hilfe brauchen. Aber die Menschen haben aufgehört zu lächeln. Als ich dem Mädchen hinterher sah, lächelte ich, das erste Mal seit zwei Wochen.

¹⁸ Pjotr Jakowlewitsch Tschaadajew (1794–1856), russischer Philosoph.

¹⁹ Alexander Sergejewitsch Gribojedow (1795–1829), russischer Dramatiker.

Immer, wenn ich an dem Block vorbeikommen werde, werde ich versuchen, sie zu sehen.

Als ich zu Hause davon erzählte, sagte meine Mutter, dass in der Ukraine schon fast siebzig Kinder getötet wurden. Und keiner weiß, wie viele sie noch töten werden.

Den ganzen Tag dachte ich an dieses überraschende Treffen. Ich dachte an Polina, die von Saboteuren zusammen mit ihren Eltern erschossen wurde. Sie war etwa im gleichen Alter, vielleicht ein paar Jahre älter. Ihre Schwester ist immer noch auf der Intensivstation, ihr Bruder starb heute im Krankenhaus. Noch ein Kind, dass die Erwachsenen nicht retten konnten.

Jene, die jetzt Kinder töten, und jene, die sie zum Töten schicken, waren doch selbst einmal Kinder, bestimmt nett, fröhlich und gut. Aus irgendeinem Grund wurden die einen zu Menschen und die anderen zu Ungeheuern. Während ich das hier schreibe, beschießt die russische Armee Wohnviertel in Mariupol. Und in Charkiv. Mitsamt den Einwohnern und Kindern.

Siebzig Kinder innerhalb von zwei Wochen, fünf Mädchen und Jungen pro Tag. Wenn Ihr das lesen werdet, wird diese furchtbare Rechnung noch höher sein.

13. März, achtzehnter Kriegstag

25. Zerrissenheit

„Wie stehen die Dinge bei Euch?“

„Alles ruhig. Nur Unsere schießen bei Tage. Und bei Euch?“

„Auch ruhig.“

„Er schwor bei seinem Kopf, dass alles ruhig sein, dabei flogen vor einer Sekunde die Grad-Raketen heran!“

„Oh mein Gott!“

„Nein, alles gut, wir haben uns aber tüchtig erschreckt. Wir sind schon im Luftschutzraum.“

Es gibt unterschiedliche Museumsdirektoren. Die einen blieben in den Gebäuden, ungeachtet der Möglichkeit zur Evakuierung. Andere fuhren in sichere Orte. Man kann sie nicht verurteilen, denn die Umstände sind verschieden und auch die persönlichen Entscheidungen.

Jene, die blieben, wohnen jetzt zumeist auch in den Museen. Jeder beginnt den Tag damit zu prüfen, ob noch alle Mitarbeiter leben und ob sie noch ein Dach über dem Kopf haben. In manchen Städten haben sie keinen Strom mehr, keine Heizung, keine Medikamente und, noch wichtiger, keine Möglichkeit zur Flucht. Jene, die sich in Sicherheit gebracht haben, geben Interviews, kommunizieren über Zoom mit ausländischen Kollegen und internationalen Organisationen; sie interessieren sich regelmäßig dafür, in welcher Verfassung die Menschen „hier“ sind, also dort, wo es gefährlich ist, wo die Funde und die Sammlungsexponate sind. Sie erbitten Informationen über „Ereignisse“.

Ich hielt das nicht aus und wandte mich öffentlich an sie: „Es steht Euch nicht zu, den im Luftschutzraum sitzenden Direktor nach dem Schicksal der Exponate zu fragen! Oder ihm Ausrüstung oder Verpackungsmaterial anzubieten. Er könnte in diesem Moment nicht einmal wissen, ob seine Verwandten und Mitarbeiter noch leben. Und die angebotenen Hilfssendungen überbringt Ihr doch auch nicht selbst! Sitzt lieber still mit den gesammelten Mitteln, gebt ausländischen Journalisten Interviews und träumt davon, wie Ihr nach dem Krieg zurückkehren und Euch unsterblich machen werdet mit Belehrungen und Anweisungen!“

15. März, zwanzigster Kriegstag

26. Russische Würde

Jene Frau, jene Journalistin des russischen Fernsehens... Ich hatte nie von ihr gehört und nichts von ihr gewusst. Sie hat mich erschüttert!

Ich höre immer wieder, dass nicht jener den Auslöser bedient, der regiert, daher sind alle schuldig. Egal, für wen Du gestimmt hast – hast Du einen russischen Pass, zahlst Du in Russland Steuern, bist Du der Feind.

Es ist (sogar jetzt!) für mich natürlich einfach, das russische Schiff aus Kiev wegzuschicken²⁰. Oder zu schreiben, wofür ich den russischen Präsidenten halte. Mir wird nichts passieren! Nichts, außer dem, was schon passiert, nichts außer dem Krieg. Wir sind viele. Wir stützen uns gegenseitig. Es unterstützen uns Freunde aus der ganzen Welt. Aber diese Frau ist allein!

Ich fürchte keine russischen Repressionsorgane. Mir persönlich kann man nichts tun. Daher fühle ich mich zu Hause sicher. Sie aber ist allein. Sie wusste, dass ihr niemand helfen wird. Wo Marina Owsjannikowa jetzt ist, weiß niemand. Ihr schreiben Freunde und Anwälte, aber keiner kann sie finden. Sie steht dem Repressionsapparat eines ganzen Staates allein gegenüber.

Am 25. August 1968 protestierten acht Personen auf dem Roten Platz in Moskau gegen den Einmarsch sowjetischer Einheiten in die Tschechoslowakei. Zwangsbehandlung in psychiatrischen Kliniken, Gefängnis und Lagerhaft. Das ist, was sie dafür bekamen. Konstantin Babickij, Tatiana Bajewa, Larisa Bogoraz, Natalia Gorbaniewskaja, Wadim Delone, Wladimir Dremluga, Pawel Litwinow und Wiktor Fajnberg – acht Namen, von denen es später hieß, sie hätten die Würde des sowjetischen Volkes gerettet.

Am 14. März 2022 sprach sich eine einzige Frau im russischen Fernsehen gegen den Krieg gegen die Ukraine aus. Marina Owsjannikowa, die die Würde des russischen Volkes rettete.

16. März, einundzwanzigster Kriegstag

27. Die Krim, noch einmal

²⁰ Die Rede ist von der Antwort der ukrainischen Soldaten auf der Schlangeninsel auf die russische Aufforderung, sich zu ergeben.

Vor vielen Jahren, noch zu Studienzeiten habe ich mir ein hervorragendes Buch gekauft: die „Krimsonette“ von Mickiewicz, herausgegeben im Verlag Tavria in Simferopol. Jedes Sonett im polnischen Original und in der russischen Übersetzung von Puschkin sowie der ukrainischen von Maxim Rylski. Eine wunderschöne Ausgabe in Polnisch, Russisch und Ukrainisch.

Früher fuhr ich mehrere Male im Jahr auf die Krim. Eher nicht zum Ausruhen, sondern wegen der Arbeit, auf Konferenzen. Ich hatte dort Dutzende Freunde. Bis 2014.

In jenem Jahr ging alles verloren. Einige zogen nach Kiev um, zwei, drei andere schrieben mir immer mal wieder, wenn auch selten. Noch andere verstummten einfach. Einer schrieb mir schlussendlich: „Ihr seid selber schuld, Ihr habt uns im Stich gelassen...“

Anfang 2015 schrieb ich zurück: „Wer hat Euch im Stich gelassen? Ihr habt während des Majdans zu Hause gegessen, ihr habt zu Hause gegessen, als die russischen Spezialeinheiten zu Euch kamen und ein gefälschtes Referendum durchführten. Ihr seid selbst schuld!“ Er hat nicht geantwortet.

Die Krim zählte immer auf die Zentrale. Sie lebte von den hohen Preisen und dem Tourismus. Die Krim nahm den Regierenden vieles übel, begriff aber nicht, dass Kiev sich vor Ort nicht einmischte. Bald zeigte sich, dass sich nichts geändert hat. Die Machthaber, die Minister, auch die Museumsdirektoren, Dekane und andere blieben auf ihren Posten. Vorher waren sie für die Ukraine, jetzt sind sie für Russland. Schon wieder sind sie unzufrieden und ungeliebt, wenn unter ihresgleichen.

Russland steht der Krim misstrauisch gegenüber. Nicht nur den Machthabern, die genauso stehlen wie vorher, sondern auch gegenüber den einfachen Menschen, die ihre ukrainischen Pässe nicht abgegeben haben. In Russland wissen sie, dass viele nach Kiev gefahren sind, um sich visafreie Pässe zu besorgen. Mit einem Wort: Verräter.

Alle auf der Krim wissen, dass sie in der Ukraine für Verräter gehalten werden und dass wir uns mit ihnen früher oder später sehr ernsthaft unterhalten werden. Also haben sie Angst.

Von den wenigen, die mit mir Kontakt halten, weiß ich, dass man sogar im Privaten nicht über den Krieg spricht, aber in die Häuser gelangen dennoch die Nachrichten vom Tod. Der allgemeine Ton ist dieser: Sie (also wir) sind doch selbst schuld.

Jener, der mich beschuldigte, sie im Stich gelassen zu haben, sagt, es ginge um die Sprache. Aber ich weiß von keinem einzigen Fall, dass jemand auf der Krim Unannehmlichkeiten wegen der Unkenntnis der ukrainischen Sprache gehabt hätte. Kein Hochschullehrer wurde entlassen, weil er auf Russisch Vorlesungen hielt. Kein Wissenschaftler musste seine Artikel auf Ukrainisch schreiben. Derartiges gab es nicht!

Heute zerstörte die russische Armee das Theater in Mariupol. Es handelte sich dabei nicht um ein militärisches Objekt. In der zerbombten Stadt suchten hunderte

Menschen ohne ein Dach über dem Kopf Zuflucht. Sie kamen in das Theater, um auf einen Transport zu warten, der über einen humanitären Korridor aus der belagerten Stadt herausführt. Hauptsächlich Frauen und Kinder. Hunderte, keiner weiß genau wie viele: das Gebäude ist komplett zerstört. Die Ruine kann zurzeit nicht abgebaut und es können die Leichen nicht gezählt werden.

Mariupol ist eine russischsprachige Stadt. Moskau misst ihr eine wichtige Rolle in jenem Kleirussland bei, das es nach der Befreiung der Ukraine von den „Nazis“ schaffen will. Es versichert allen, dass es nur um die Nazis ginge, die die Macht an sich gerissen hätten und unter denen die russischsprachigen Bewohner der Ukraine leiden würden. Auch in Mariupol. Und immer wieder wird betont, dass man nur militärische Objekte angreife und der Zivilbevölkerung kein Haar gekrümmt werde. Das Museum in Ochtyrka, die Universität in Charkiv, die Bibliothek in Tschernihiv und jetzt das Theater in Mariupol.

Alle meine Bekannten auf der Krim zählen sich zur Intelligenz. So dachte ich früher auch. Gebildete Menschen, die lange über die Geschichte der Krim erzählen können, über hervorragende Gelehrte, Dichter, Künstler und Denker, die dort im 19. Jahrhundert lebten. Über den Krieg reden sie nicht einmal miteinander. Mariupol ist fast Krim. Die Stadt liegt nahe bei der Halbinsel und die Einwohner sind mehrheitlich russischsprachig. Ihre Geschichte ist auf den ersten Blick gleich. Doch es handelt sich um zwei verschiedene Welten. Die eine mit Märtyrern und Helden, die andere mit Verrätern und Feiglingen.

Ich glaube kaum, dass heute noch jemand auf der Krim die „Krimsonetten“ von Mickiewicz kennt. Eines davon, „Die Ruinen in Balaklava“ enthält prophetische Worte: „Heute flattern die Geier mit ihren schwarzen Flügeln über den Gräbern, wie in einer Stadt, die von der Pest vollständig vernichtet wird“.

Es wäre interessant zu wissen, was meine „Freunde“ von der Krim darüber denken, was bald aus ihnen und der Halbinsel wird. An Mariupol zu denken ist ihnen ja nicht erlaubt.

17. März, zweiundzwanzigster Kriegstag

28. Neue Welt

Heute darf man nicht aus dem Haus gehen, aber gestern war ich ein paar Stunden draußen. Auf der Straße lief eine Frau mit zwei Jungen. Der ältere ist zehn.

„Bei uns hat es in der Nacht so gerumst, dass fast die Fensterscheiben herausgefallen sind!“.

„Und bei uns haben sie in der Nacht aus Maschinengewehren geschossen!“

Wie man sieht, kann man sich an alles gewöhnen...

Die erste Kriegsnacht verbrachte ich vollständig bekleidet, hatte sogar die Jacke an. Bei jedem Alarm brachte ich Schwester und Mutter in den Korridor. Dies ist der sicherste Ort, hier stehen Sessel, eine große Flasche mit Wasser, Streichhölzer, eine Taschenlampe, der Rucksack mit Dokumenten und Medikamenten und alles

Mögliche für alle Fälle. Ich schloss alle Türen, die einzige mit Scheibe deckte ich mit einer Materatze ab. Dort saßen wir bis zur Entwarnung. Schweigend und den Echos der Explosionen nachlauschend.

Noch in den darauffolgenden Tagen legte ich mich bekleidet schlafen und hatte das Allernötigste neben mir parat. Nach einiger Zeit gingen wir gar nicht mehr in den Korridor. Ich machte sogar die Alarm-App im Telefon aus.

Gestern gab es schwere Kämpfe bei Kiev. Ich lag im Bett und hörte die Kanonaden. Gegen morgen schlief ich darüber ein, ohne zu wissen, wann sie endeten. Ich habe mich daran gewöhnt.

In den ersten Tagen, als es wieder Lebensmittel gab und die Menschen vor den Läden Schlange standen, liefen sie sofort in die Luftschutzräume, wenn die Sirenen heulten. Jetzt werden sie von niemandem mehr beachtet.

Ich wohne in einem vergleichsweise ruhigen Viertel, weit weg von den Stellen, wo die Grad-Geschosse einschlagen können. Wir fürchten uns nur vor den Raketen. Und jetzt wissen wir: Entweder fällt sie und es ist nichts mehr zu retten oder sie trifft nicht. Es bliebe ohnehin keine Zeit, in den Luftschutzraum zu flüchten. So fatalistisch ist jetzt unser Verhältnis zum Leben.

All jene, die nicht weggefahren oder bei der Armee sind, sind mit irgendetwas beschäftigt. Hat jemand ein Fahrzeug, hilft er den Freiwilligen und Bekannten. Wer zu Hause sitzt, passt auf die Verbindung mit der Außenwelt auf. Die Stadt ist eine völlig andere. Ein guter Freund hat eine komplizierte Operation hinter sich. Einen Monat vor Beginn des Krieges wurde er operiert. Gestern wurde er erst aus dem Krankenhaus entlassen. Es liegt auf der anderen Seite der Stadt und der öffentliche Nahverkehr ist in Kiev zurzeit sehr eingeschränkt. Allein konnte er sich unmöglich auf den Weg machen. Es dauerte nur zehn Minuten und ich hatte jemanden, der meinen Freund nach Hause fährt. Unentgeltlich. Alle wissen, wo und wie man Hilfe bekommt, Medikamente, Transporte und – das wichtigste – Informationen. Und sogar Katzenfutter. Heute verkündete jemand, er hätte eine Spezialfolie, mit der man Fenster mit zerborstenen Scheiben abdichten kann. So ist es nicht nur in Kiev. Je schwieriger die Situation wird, desto enger rücken die Menschen zusammen. Freunde in Charkiv richteten einen Chat ein und nach jedem Beschuss melden sich alle der Reihe nach, dass es ihnen gut geht.

Gestern erst redete ich mit einigen Freunden über unser neues Leben. Wir sprachen davon, wie stark sich unser Verhältnis zum eigenen Land verändert habe. Noch vor wenigen Wochen sagten wir immer, wie inkompetent unsere Führung und wie groß das Ausmaß der Korruption sei. Heute sind wir stolz, Ukrainer zu sein und den ukrainischen Pass zu besitzen. Wir sind stolz auf unser Land, unsere Armee, unseren Präsidenten und unsere Regierung.

Wenn der Krieg irgendwann einmal vorbei ist, werden wir wieder normale Leute sein. Vierzig Millionen völlig verschiedene Menschen mit ihren Sympathien und Antipathien, Problemen und Konflikten. Jetzt aber sind wir ein Volk gemäß dem Motto: Einer für Alle, Alle für Einen. Durch den Krieg haben wir das erkannt und verstanden.

Die gesamte Welt kennt inzwischen den Ausruf „Slawa Ukrajini!“ und die Erwiderung: Herojam slawa!“Aber es gibt noch einen, den nicht alle kennen: „Tod den Feinden!“

18. März, dreiundzwanzigster Kriegstag

29. Kultur und Geschichte

Mit jedem Tag höre und lese ich mehr und mehr Hass auf alles Russische. Die Menschen fordern schon offen die Soldaten auf, keine Gefangenen zu machen und den Feind nicht zu schonen. Jedes getötete Kind, jedes zerstörte Haus vergrößert den Hass. Am stärksten nähren ihn die russischsprachigen Ukrainer, die ihrem gesamten früheren Leben abschwören. Heute las ich auf Facebook die Erklärung einer Ärztin. Sie schrieb, sie werde nie wieder auch nur ein Wort auf Russisch sagen und nie mehr jemandem medizinische Hilfe leisten, der einen russischen Pass hat. Ein Arzt will keine Hilfe leisten! Wie ich sehe, bricht in unserem Land der „russische Frieden“ zusammen. Die russische Kultur entpuppt sich als Koloss auf tönernen Füßen. Aus alledem erhebt sich für mich eine Frage, auf die ich noch keine Antwort habe: Was geschieht gerade? Vernichtet der Krieg die Kultur oder hat auch die Kultur diesen Krieg hervorgebracht?

Meiner Ansicht nach steht die Sicht auf die Kultur eines Landes auch immer in einem Zusammenhang mit den allgemeinen Vorstellungen und Eindrücken von seinen Menschen, von seinen Bewohnern. Wie ich die Polen sehe, entspricht meiner Kenntnis von der polnischen Kultur und meiner Vorstellung von dieser. Das gleiche gilt für Franzosen, Engländer, Deutsche, Japaner oder Amerikaner. Ich strebe hier keine tiefgreifende Analyse an, aber meine Meinung zu den Russen stimmt absolut nicht mit dem überein, was ich über russische Kultur denke (oder dachte?).

Im Grunde ist der Begriff „russische Kultur“ amorph. Reflexhaft verbindet man damit Tolstoi, Tschechow, Dostojewski und natürlich Puschkin. Allerdings sind das Vertreter der Kultur aus dem 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert aus der Zeit vor der Revolution, die mehr oder weniger von europäischen Einflüssen geprägt war. Vermutlich auch aus diesem Grund sind die Namen den Intellektuellen der ganzen Welt bekannt. Aber auch das russische Literaturschaffen der Zarenzeit stützt sich nicht nur auf sie, sondern auf viel mehr Gestalten, als man allgemein annimmt. Zum Verständnis wichtig ist meiner Meinung nach die russische Geschichtswissenschaft, die das Wesen der kulturellen Prozesse in diesem Land widerspiegelt.

Die Geschichte Russlands im Sinne eines kulturellen Erbes beginnt eigentlich mit Iwan dem Schrecklichen. Sämtliche russische Historiker aus der Zeit von der Oktoberrevolution – Tatischew, Schtscherbatow, Karamsin und andere bis hin zu Klutschewskij – postulierten ungeachtet ihrer verschiedenen Forschungsansätze eines: die ständige Vergrößerung des russischen Gebietes und seine Umwandlung

in ein Imperium. Dieser Prozess war von Anfang an sakralisiert. Nach ihren Vorstellungen tritt Russland immer als friedliebendes Land in Erscheinung, das regelmäßig von allen angegriffen wird, weshalb es ständig sein Territorium vergrößern muss: um Sibirien, das Wolgagebiet, Polen, die baltischen Staaten, den Kaukasus, Mittelasien. All diese Expansionen und Eroberungen werden als Segen für die jeweiligen Völker dargestellt, die (dem muss man eigentlich zustimmen!) all das verbreiteten, was die Russen intuitiv „russische Kultur“ – also als russischen Einfluss – nennen. Eine unendliche Assimilierung unter dem Deckmantel des Fortschritts und des Wohlstandes.

Diese historiografische Tradition überdauerte auch in den Sowjetzeiten: Auf die gleiche Weise begründeten sowjetische Historiker die Auflösung der Ukrainischen Volksrepublik, den Krieg mit Finnland, die Teilungen Polens und so weiter, bis hin zu Afghanistan. Jetzt erleben wir genau das gleiche: nicht enden wollende Begründungen einer nicht enden wollenden Expansion bei einer maximalen Sakralisierung der Ideologie.

Gleiche Merkmale zeichnen auch die sowjetische Literatur aus. Ihr Hauptthema ist der sich für das Land (oder den Klassenkampf) aufopfernde Held. Einige wenige Vertreter der russischen Kultur wie Bulgakow, sind „lausige“ Ausnahmen und im Grunde Ausdruck einer allgemeinen Kultur mit einem „russischen Thema“. Das Gros der sowjetischen Literatur deckt Themen zur Revolution, zum Bürgerkrieg, zum Kampf um die sowjetische Vorherrschaft, zum Zweiten Weltkrieg und zum Aufbau des Sozialismus ab und stützt sich auf die These vom Primat des Staates gegenüber dem Einzelnen. Der Held – unabhängig davon, wie stark er individualisiert ist – existiert nur im Paradigma des Patriotismus, will sagen: der Loyalität zu System und Staat. Die These von Lawrence Durrell, dass sämtliche literarische Themen immer nur darauf hinausliefen, dass ein Junge ein Mädchen trifft, ist im Falle der sowjetischen Literatur nur der Ausgangspunkt für irgendeine ehrenhafte, gesellschaftliche Mission. Romeo und Julia hätten im sowjetischen Russland nicht existieren können.

Sogar die Literatur der Dissidenten fügt sich in dieses Schema ein und ist nur ein Spiegelbild. Es geht in ihr immer um den Konflikt zwischen Individuum und System, um die Antagonismen und gegebenenfalls um die Idee des tragischen Kampfes des Einzelnen mit dem Staat.

All das zeichnet meiner Ansicht nach die russische Kultur und ihre Aufgabe aus: die Schaffung eines Menschen, der sich zur Erfüllung der allerheiligsten gesellschaftlichen Mission für das Land verpflichtet. Das Individuum ist so unbedeutend, dass seine eigenen Bedürfnisse nicht zählen. Eine in Übereinstimmung mit diesem Grundsatz geschaffene Gesellschaft kann nur in aggressiver Form existieren und im Grunde läuft ihr Wesen auf permanente Expansion hinaus. Innere Veränderungen sind in einem solchen System nicht vorgesehen.

Wenn ich Recht habe, dann geht eine solche Mentalität nicht von der Existenz einer menschlichen Diversität und von gebildeten Individuen aus. Kritisches

Denken ist in diesem Gesellschaftsmodell nicht erlaubt. Vom Individuum wird nur verlangt, dass es sich der Schuld gegenüber dem eigenen Land bewusst ist, dass es an das sakrale Leitbild des Staates glaubt und sich gegenüber den Machthabern loyal verhält.

Bei uns werden regelmäßig Aufnahmen von Gesprächen russischer Gefangener mit ihren Müttern in Russland gezeigt. Sie sehen immer folgendermaßen aus: Ein sehr junger Mann ruft die Mutter an und erzählt ihr, dass sie betrogen und zerschlagen worden, und, dass viele tot seien. Er verwendet aber nicht die Wörter „betrogen“, „zerschlagen“, „getötet“. Stattdessen bedient er, fast noch ein Kind, sich im Gespräch mit seiner Mutter eines extrem vulgären Wortschatzes: des berühmten Vorrates russischer Flüche. Erschreckend ist, dass die Mutter mit denselben Wendungen antwortet!

Ich habe gelesen, dass 75% der Bürger Russlands Informationen hauptsächlich aus dem russischen Staatsfernsehen beziehen. Nur 5% nutzt das Angebot von VPN, hat also das Bedürfnis nach Alternativinformationen. Deshalb wohl erscheinen mit die Angaben real, dass 71% der Bevölkerung Russlands den Krieg gegen mein Land billige.

Wir haben es mit einem sehr gefährlichen Feind zu tun. Nicht, weil er gut bewaffnet und auch nicht, weil er uns zahlenmäßig überlegen ist und effektiv kämpft. Es handelt sich um erbarmungslose, seelenlose Menschen, die niemanden verstehen als jene, die ihnen ähnlich sind. Jeder Alte, jedes Kind, jeder Frau, die nicht aus ihrer Gemeinschaft stammen, sind nur ein zu liquidierendes Objekt. So ist leider ihre Kultur, die in keinem Verhältnis zu Tolstoi oder Tschechow steht, sich aber als jene versteht, die den „Russenfrieden“ bringt. Die Kultur einer Aggressivität und eines Widerwillens, sich selbst aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

19. März, vierundzwanzigster Kriegstag

30. So ein anderes Leben!

In Kiev verkaufen sie einfach auf der Straße Blumen! Ich stand daneben, als ein blutjunger Soldat den Verkäufer bat, einen Blumenstrauß „für meine Freundin“ zu binden. Er kaufte wohl das erste Mal Blumen für sie.

Das Leben verläuft jetzt in der Ukraine sehr unterschiedlich. Weit weg von der Front ist es nur schwer, den Krieg zu verstehen. Ein Kommilitone wohnt in Luzk²¹: „Ja, normal. Bei uns ist alles gut. Ich war heute auf dem Markt, wie vor dem Krieg auch. Nur Wodka wird nicht verkauft. Gestern war ich auf dem Land. 15 Kilometer von hier ich trank Bier. Aber wenn ich etwas Gutes esse, bleibt es mir im Halse stecken.“

Zwischen diesem Zustand (den man fast Idylle nennen kann) und dem, was in den besetzten und umkämpften Gebieten geschieht, liegt ein Abgrund.

²¹ Stadt in der nordwestlichen Ukraine, etwa 70 km von der Grenze zu Polen entfernt.

Tschernihiv ist eine der ältesten Städte der Alten Rus, die berühmt für ihre Denkmäler und Museen ist. Von dort schreibt ein Freund: „Nichts Besonderes. Für heute habe ich alles erledigt. Ich lege mich bald hin. Es gibt kein Licht, kein Wasser, keine Heizung. Ich esse Gemüsesalat aus der Dose von den Vorkriegsvorräten. Abendessen bei Kerzenschein.“ Er schrieb das im Keller, in dem er und seine Familie schon seit zwei Wochen wohnen.

Ich kann mir nur sehr schwer vorstellen, wie das Leben jetzt in Sumi, Mariupol oder Tschernihiv aussieht. In Kiev ist es relativ sicher. Mein Viertel steht bislang nicht unter starkem Beschuss. Seitdem die Blockade der Stadt nicht gelang, wird alles geliefert. Sicher, man kann zwar nicht alles in einem Geschäft kaufen und der Nahverkehr ist nicht der beste... Es sind wenig Menschen auf der Straße unterwegs. Es scheint die Sonne und die Spaziergänge machen mir sogar Spaß. Meine Freunde in Charkiv berichten etwas ganz anderes: „Wir stehen um sechs Uhr auf, füllen Wasser für den Tag ab, das bis neun Uhr fließt. In dieser Zeit muss man sich auch waschen. Wir machen etwas zu Essen und gehen in die Läden, wobei man schauen muss, wo es was gibt. Schlechter ist es bei den Apotheken. Hier muss man sich ab sechs Uhr früh sofort nach Ende der Sperrstunde in die Schlange einreihen. Die letzten Tage vergingen mehr oder weniger ruhig; es ist warm und die Sonne scheint. Deshalb verbringen wir mehr Zeit im Freien. Abends wartet man bis zum letzten Moment. Man will nicht wieder in den Keller. Der Tag vergeht zumeist beim Schlange stehen. Zugleich versuchen wir, irgendjemand bei irgendetwas zu helfen. Um sechs Uhr abends beginnt die Sperrstunde und wir gehen wieder in den Keller. Ich bemühe mich, etwas für meine Doktorarbeit zu schreiben. Hier nächtigen nahezu alle Nachbarn aus unserem Block, obwohl es nicht mehr viele sind. Heute begannen sie, früher zu schießen, und deshalb gingen wir früher hinunter. Nicht einmal einen Tee ließen sie uns trinken!“

Es gibt Orte, in denen ich mir das Leben nicht einmal mit meinen jetzigen Erfahrungen auch nur annähernd vorstellen kann. Von dort erhalte ich nur kurze Antworten: „Fliegeralarm! Sie beschießen die Stadt. Wir sitzen im Keller. Mach's gut!“ – Sumi, aus dem man wieder nicht fliehen kann.

Am furchtbarsten ist es jetzt in Mariupol. Ich habe sogar Angst, es mir vorzustellen! Jeden Morgen fürchte ich mich vor den Antworten von dort. Die ganze Woche dasselbe:

„Wie geht's?“ – „Ich lebe...“

20. März, fünfundzwanzigster Kriegstag

31. Sumi

Zu Beginn des Herbstes vergangenen Jahres fuhr ich das erste Mal nach Sumi. Vorher war ich nie dort, mir schien es sehr weit weg. Im Museum arbeitet eine Kommilitonin und ich fuhr mit Kollegen dorthin, um uns die Sammlung anzuschauen und den institutionellen Austausch zu besprechen.

Ich hatte mir Sumi als trauriges Nest vorgestellt, verliebte mich aber sofort in die Stadt. Das Stadtzentrum stammt nahezu komplett aus dem 19. Jahrhundert. Die Straßen sauber, wenig Menschen und Autos – nach dem lärmigen Kiev, das mich, ehrlich gesagt, nervt, fühlte ich mich wie am Ort meiner Träume.

Im Hotel konnte ich wegen der unglaublichen Stille lange nicht einschlafen. Mir war, als wäre ich taub geworden. Aber das Hotel stand doch im Zentrum! Morgens raffte ich mich schnell auf und machte einen Spaziergang vor dem Frühstück.

Die Stadt durchfließt die Pschola. Aufgrund der Stadtpläne stellte ich sie mir klein vor, aber ich hatte unrecht. Die Pschola ist breit und sehr schön, an ihrem Ufer erstrecken sich Parks. Im Gegensatz zum Dnipro in Kiev gibt es dort keine Cafés und Restaurants, nur alte Bäume und Wege. Ich ging zum Ufer, zündete mir eine Zigarette an, schaute auf die stille, noch schlafende Stadt und erfreute mich am Sonnenaufgang über dem Fluss. Ich wäre gern nach Sumi gezogen, wenn ich die Möglichkeit dazu gehabt hätte.

Auf der Reise nach Sumi lernte ich gute Freunde kennen. Vor der Abfahrt saßen wir zusammen und redeten über die Welt. Auch über den Krieg, denn es wurde schon viel über ihn geschrieben. Wir sprachen über die Gefahren für die Museen und Sammlungsgegenstände, über Möglichkeiten der Evakuierung, auf die man sich vorbereiten müsse. Einer sagte: „Von hier aus sind es nur 40 Kilometer bis zur russischen Grenze, keiner würde es schaffen wegzufahren. Wir werden bleiben und die Stadt verteidigen.“

Jeden Morgen greife ich zum Telefon: „Wie stehen die Dinge?“

21. März, sechszwanzigster Kriegstag

32. Tierfutter

Meine Mutter war vier Jahre alt, als der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion begann. Ich fragte sie, woran sie sich erinnere. Ihre erste Erinnerung war die Bombardierung während der Evakuierung. Mit ihrer Mutter, meiner Großmutter fuhr sie mit einem Güterzug. Ihre Mutter saß auf dem Fußboden, deckte sie zum Schutz vor den Bombensplittern mit einem Kissen ab. Überall Donner.

Der jetzige Krieg teilte Familien. Viele Freunde evakuierten ihre Frauen und Kinder in die Westukraine und ins Ausland. Die Gründe sind verständlich – Angst um das Leben der Nächsten. Als die erste Furcht abebbte, fragte ich mich: Wie nun weiter? Vorerst weiß niemand, was mit den Familien an dem fremden Ort geschehen wird. Irgendwo werden sie wohnen müssen, arbeiten, die Kinder zur Schule gehen. Und keiner weiß, wie lange das noch dauern wird...

Es gibt auch Frauen, die es kategorisch ablehnten zu fliehen, obwohl die meisten, die ich kenne, diese Möglichkeit hatten. Es handelt sich bei ihnen um erwachsene, selbständige Frauen, die ihr Leben im Griff hatten und sicher in jedem Land zurechtkämen. Ich begann sie zu fragen, warum sie nicht weggefahren sind. Keine konnte eine konkrete Antwort geben. Also bat ich sie, kurz von ihrem jetzigen

Leben zu berichten. Sie kommen nicht nur aus Kiev, daher will ich weder die Städte nennen, woher sie kommen, noch erwähnen, wo und was sie arbeiteten. Das könnte zu gefährlich für sie sein.

Lesia:

„Zu Sylvester beschloss ich, meinen Job zu wechseln. Ich kündigte und dachte, dass ich mich ausruhen müsse. Also fuhr ich zu meinen Eltern in die Region von Poltava. In den letzten Monaten des alten Jahres hatte ich viel gearbeitet und konnte weder meine alten Kontakte pflegen noch neue knüpfen. Kurz nach dem orthodoxen Weihnachtsfest kam ich zurück und wurde sofort mit dem kalten Wasser der Nachrichten über den Krieg übergossen. Erst verfiel ich in Panik. Ich fragte mehrere Freunde, ob sie „Notfallrucksäcke“ hätten. Aber sie lachten mich aus und keiner hatte einen. Niemand wollte fliehen. Einige fuhren dann doch weg, als alles begann, einer ging schon am 23. Februar nach Lviv.

Ich fragte meinen Bruder, der in einem völlig anderen Beruf arbeitet, ob es Notfallpläne für einen eventuellen Krieg gäbe. Ich fragte auch Bekannte in verschiedenen Museen und Leiter unterschiedlichster Einrichtungen, sogar die Hausmeisterin unseres Blocks. Sie ist eine fantastische Frau, die immer Sonnenblumenkerne kaut und ausspuckt. Sie sagte mit Prophetenstimme: ‚Uns wird doch keiner überfallen! *Es* ist nur wütend, weil es nicht möchte, dass wir der NATO beitreten. Bitte nicht nervös werden, schlafen Sie ruhig, alles wird gut!‘ Ich entspannte mich. Kein Bekannter bereitete sich auf einen Krieg vor und niemand glaubte daran, dass er kommen könnte. Ich werde mir diese Leichtfertigkeit nie verzeihen!

In der Nacht, in der wir überfallen wurden, konnte ich nicht einschlafen. Erst gegen drei Uhr nickte ich ein. Das letzte, was ich auf Facebook las, war der Post unseres Verteidigungsministeriums: ‚Und jetzt, wenn Ihr nicht mit etwas Wichtigem beschäftigt seid, geht schlafen. Morgen wird es Krieg geben!‘ Ich lächelte.

Früh weckte mich der Anruf einer Freundin – Russland hat uns angegriffen. Eine Flucht aus Kiev habe ich nicht einmal in Betracht gezogen. Während der ersten Tage hatte ich die naive Hoffnung, die Ukraine würde gewinnen und der Krieg enden. Als ich die furchtbaren Geschichten las, wie die Menschen 24 Stunden brauchten, um nach Lviv zu kommen, und vorher sechs Stunden auf dem überfüllten Bahnhof von Kiev standen, konnte ich mir nicht vorstellen, dasselbe mit meinen zwei Katzen zu tun. In der dritten Woche, als Raketensplitter in einem von mir 500 Meter entfernten Wohnhaus einschlugen, verließ mich die Angst und verwandelte sich in Wut und Hass. Dazu gesellte sich eine große Liebe zu meiner gemütlichen Wohnung, zu meinem Block, zu meiner Umgebung, ja sogar zu der großen, weißen Katze, die im Keller wohnt und von allen gefüttert wird. Und der Glaube darin, dass unser Haus wegen der Menschen, die in ihm verblieben sind, nicht zerstört werden wird.

Mein jetziges Leben hat nichts Heldenhaftes. Früh rufe ich immer meine Mutter in der Gegend von Poltava an, dann die Freunde, die in der Stadt sind. Wir kontaktieren uns nach jeder Explosion:

„Lesia, ist in Eurem Viertel etwas passiert?“

„Ja, in der dritten Straße schlug ein Raketenbruchstück ein. Ich gehe gleich nachsehen.“

„Ruf an, wenn Du zurück bist!“

Oder:

„Oxana, bei mir schwankte das Bett wie in einem Eisenbahnwaggon.“

So sehen unsere Gespräche jetzt aus.

Eine Freundin sortiert Hilfssendungen und packt Lebensmittelpakete für Arme und Ungeschützte aus einem Stadtteil. Eine andere ging zu einer großen Bäckerei um jenen zu helfen, die weggefahren oder zur Armee gegangen sind.

Morgens hörst Du ‚alles normal‘ und setzt Wasser auf. Unser Block ist so orientiert, dass ein Zimmer von neun bis zehn Uhr morgens sonnedurchflutet ist. Früher mochte ich diese Stunde, ich trank Kaffee, schaute auf die sich in der Sonne wärmenden Katzen und hörte Nachrichten. Jetzt ist alles dunkel; sämtliche Fenster sind verdunkelt. Und man fühlt die Anspannung. Sogar meine Katzen gehen wie auf Zehenspitzen. Ich steige nicht in den Luftschutzraum hinab. Er ist nicht sicher, denn es handelt sich nur um einen einfachen Raum mit Rohren und Kabeln. Ich schlafe am Fenster und der Balkontür, die ich mit einer Materatze verdeckt habe. Wenn das starke Bombardement einsetzt, von dem ständig die nach Polen Geflüchteten reden, gehe ich mit den Nachbarn in den Gemeinschaftsraum, wo der ‚Grundsatz der drei Wände‘ gilt²². Jeden Tag bete ich für unsere Armee, die unsere Stadt verteidigt, so gut sie kann. Ich bin ihr dafür unendlich dankbar.

Ich wohne in einem Vorort, einer Schlafstadt. Bis zur nächsten Metrostation sind es sechs Kilometer. Ich bin physisch nicht in der Lage, dorthin und später wieder zurück zu laufen. Daher kann ich auch nicht zu irgendeinem Hilfszentrum fahren, um mit anzupacken. Andere Transportmöglichkeiten gibt es nicht. Ein Auto habe ich keins. Deshalb tue ich, was ich von zu Hause aus kann und helfe online.

In der ersten Woche machte ich Einkäufe und trug Wasser für eine Familie. Es waren ältere Leute, die später ihr Sohn weggebracht hat. Die Schlangen vor den Läden waren lang. Sie wären allein nicht zurechtgekommen.

Einmal, nach einer langen Sperrstunde, stand ich drei Stunden in einem Zoogeschäft an und kaufte Futter für gleich zehn Katzen – meine und jene der Nachbarn. Und noch für einen Hund. Seine Besitzerin hatte einen Schlaganfall und hat zudem eine bettlägerige Mutter.

²² Grundsatz der drei Wände: Die Flure in den Treppenhäusern sind in der Regel durch drei Wände von der Straßenseite getrennt. Bei Erschütterungen oder Beschuss schützen sie die Bewohner. Der Grundsatz der zwei Wände gilt für den Korridor in der Wohnung. Während eine Wand die Erschütterung aufnimmt und einstürzen kann, schützt die zweite vor Bombensplittern und bleibt in der Regel stehen.

Es war eine merkwürdige Schlange. Es standen Menschen an, für die ihre Haustiere wichtiger sind als sie selbst.

„Meine Frau warnte mich, ich solle ja nicht ohne Futter zurückkommen. Er hat solchen Hunger, er trommelt die ganze Zeit mit den Pfoten an den Käfig.“

„Und was haben Sie?“

„Ein Kaninchen.“

„Oh, hoffentlich gibt es das richtige Futter. Meine Katze rührt anderes nicht an!“

„Ich bitte Euch, meine hat gestern Grapefruit gefressen.“

Ich unterstütze auch Kollegen, die Hilfe für Museen und deren Mitarbeiter organisieren. Ich kontaktiere Leute, machen Listen mit Dingen, die gebraucht werden. Vor kurzem gelang es uns, Feuerlöscher an zwanzig Museen im gesamten Land zu schicken. Allerdings wünsche ich mir, dass sie dort nicht gebraucht werden.

Alle sagen, man müsse positiv denken. Sich vorstellen, wie wir nach dem Krieg leben werden. Das letzte Jahr beendete ich mit der Kündigung meiner Arbeit als Direktorin einer charitativen Stiftung. Ich wollte mich ausgiebig erholen und etwas Neues beginnen, eine neue Arbeit finden. Anfangs schien alles zu gelingen – ich las viele Bücher, ging ins Theater, in Ausstellungen, traf interessante Menschen. Jetzt aber fühle ich eine Leere in mir und weiß schon, dass ich nach dem Krieg keine solche Arbeit finden werde, von der ich träumte. Zu einer Freundin sagte ich, dass wir mit den Händen arbeiten werden würden, nicht mit dem Kopf. Aber – das wichtigste – in der Ukraine, in unserem freien und friedlichen Land, das ohne Zweifel siegen wird.“

Stella:

„Weißt Du, die ersten Kriegstage waren fürchterlich. dann begann die Gewöhnung. Vor dem Krieg wachte ich gegen neun Uhr auf, jetzt um sechs oder sieben Uhr und das ohne Wecker. Zuerst studiere ich die Kriegsberichte, dann esse ich Frühstück. Anschließend gehe ich zum Kontrollposten, der zweieinhalb Kilometer entfernt ist, kaufe Zigaretten für die Nachbarn, unterhalte mich etwas und gehe zurück. Dann helfe ich meiner Mutter beim Kochen. Ich zwingen mich, am Tage etwas zu schlafen, lese dann wieder die Nachrichten, danach gibt es Abendbrot, erneut Nachrichten und dann gehen wir schlafen. Während des Tages kommen Unmengen Anrufe aus der ganzen Welt mit Angeboten zum Wegfahren, alle befürchten eine zweite Angriffswelle. Ich versuche, Bücher zu lesen, bin aber außerstande dazu. Die Tage vergehen schnell und unspektakulär.“

Eine Stütze sind mir in diesem Zustand allein Künstler, die ich kenne. Von denen ist keiner weggefahren und dass ich mit ihnen zusammen hier bin, gibt mir offenbar Kraft. Ich hätte nicht wegfahren können, ich lasse meine Stadt nicht im Stich. Ich glaube daran, dass das Gute siegen wird und fühle, dass sich vor unseren Augen etwas sehr Wichtiges vollzieht. In unserem Volk erwachte irgendeine Kraft. Eine gute Kraft. Die Menschen werden schöner und der Feind wandelt sich in eine abstoßende Gestalt. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich einmal Zeugin eines historischen Moments sein würde.“

Ludmila:

„In der Nacht vom 7. zum 8. März begannen die ersten Luftangriffe. Das Stadtratsgebäude, das 1911 errichtete Kulturhaus, das Warenhaus und mein Museum wurden zerstört. Im Jahr 2011 feierten wir das hundertjährige Bestehen des Museums. Eine Bombe schlug drei Meter entfernt neben dem Eingang ein. Das Haus fühlte sich sicher genauso schlecht wie ich, schließlich habe ich vierunddreißig Jahre meines Lebens darin gearbeitet! Ich schenke ihm meine Liebe und Ergebenheit. Jeder in der Stadt weiß das und deshalb rufen sie an und wollen helfen. Sogar jetzt noch gehe ich zur Arbeit. Ich glaube, dass meine Anwesenheit den Schmerz des Hauses lindert. Ich pflege es zusammen mit Volontären und aufopferungsvollen Mitarbeitern. Wir vernageln Fenster und Türen, sammeln umhergeflogene Bücher wieder ein. Ich sehne mich nach Frieden, danach, dass ich früh wieder zur Arbeit in meinem Museum haste. Mit neuen Ideen und Projekten.“

Am nächsten Tag, nach dem Lesen ihrer Geschichte, antwortete Ludmila auf meine Standardfrage „Wie geht’s?“ mit: „Ich sitze im Keller, Sie flogen die ganze Nacht über uns und gerade gab es einen Knall. Früh habe ich etwas geschlafen. Dann warfen sie wieder Bomben in der Nähe ab. Maxim, es ist furchtbar!“

Olga:

„Am 24. Februar weckte mich früh um sechs Uhr der Anruf eines Kollegen: „Steh auf, der Krieg hat begonnen. Russland bombardiert Kiev!“ Ich weckte meinen Vater und meinen jüngeren Bruder, sagte ihnen, sie sollen sich schnell anziehen und aufs Dorf fahren, wo meine Mutter gerade bei der Großmutter war. Auf dem Weg dorthin sollten sie mich schnell zur Arbeit bringen. Wir packten alle notwendigen Dokumente ein und fuhren los. Sie fuhren mich zur Arbeit. Solch eine Panik hatte ich noch nie in den Augen von Menschen gesehen, aber schlussendlich beschlossen wir, im Rahmen der Möglichkeiten weiter zu arbeiten. Allerdings sind einige schnell ins Ausland geflohen...“

Der Krieg hat mein gesamtes Leben verändert. Es kamen neue Gewohnheiten – überprüfen, ob man den Pass dabei hat, ein Klappmesser in der Tasche für alle Fälle, bekleidet schlafen, um schnell die Turnschuhe und die Jacke anziehen und aus dem Haus laufen zu können. Ich habe gelernt, das Alarmsignal zu hören und einen Notfallrucksack dabei zu haben.

Der Krieg macht sich vor allem am Arbeitsplatz bemerkbar. Die Effektivität sank sofort, meine und die der Anderen. Die Kollegen sind gestresst, außer mir und der Leitung arbeiten alle von Zuhause, denn sie wohnen weit weg oder verließen die Stadt. Beim Nahverkehr gibt es Probleme, auch beim Tanken. Ich kann zu Fuß zur Arbeit kommen, habe aber beschlossen, während des Krieges ganz dort zu bleiben. Auch die Leitung schloss sich dieser Entscheidung an, so kann ich dem Wachschatz helfen. Der Krieg hat unser Team zusammengeschweißt. Jeder bemüht sich auf seinem Posten das zu tun, was er am besten kann. Ich habe gelernt, Kartoffeln in der Mikrowelle zu kochen und jene Kollegen zu verfluchen, die weggefahren sind, aber uns wurde immer wieder beigebracht, unsere Arbeit

zu leben und zu lieben. Den Arbeitstag kann man derzeit nicht planen, täglich gibt es bis zu zehn Mal Alarm. Die Tage vergehen sehr monoton. Habe ich frei, helfe ich älteren Nachbarn, ich bin Volontärin (meine Freundin und ich haben etwas Geld gesammelt und Wärmebildkameras, vier kugelsichere Westen und zwei Armeedrohnen gekauft). Ich lebe einfach.

Ich bemühe mich, die Sirenen nicht zu ignorieren, verstecke mich auf dem Korridor („Prinzip der zwei Wände“) oder gehe, wenn ich auf Arbeit bin, in den Keller. Dort schlafe ich in einer kleinen Kammer während des restlichen Tags. Sie sieht recht gemütlich aus: Dort steht ein altes, abgewetztes Sofa, an der Wand hängt eine Karte der Ukrainischen und der Moldauischen Sowjetrepublik. Ich habe eine Bürolampe wie bei einem sowjetischen Staatsanwalt im Film und viele kaputte Elektrogeräte, Büchsen und anderen Müll. Ich habe dort etwas aufgeräumt und deshalb ist es dort nicht mehr so furchtbar. Am zweiten Kriegstag nahm ich unsere alte Familienikone mit der Gottesmutter und dem Jesuskind mit zur Arbeit. Im Keller ist sie sicherer aufgehoben und ich habe noch nie so geglaubt und gebetet wie an diesen fünfundzwanzig Tagen Krieg.“

21. März, sechszwanzigster Kriegstag

32. Kateryna

„Am 24. Februar wachte ich vom Klingeln des Telefons meines Mannes um fünf Uhr früh auf. Ich war verärgert. Wer schläft um diese Uhrzeit nicht? Mein Bruder rief an: ‚Es geht los! Krieg! Die Panzer brachen bei Voltschansk durch.‘ Voltschansk ist ein Städtchen mit zwanzigtausend Einwohnern, 70 Kilometer von Charkiv entfernt, dicht an der Grenze. Es wurde sofort am ersten Tag eingenommen. Keiner dort war darauf vorbereitet. Wir, die wir weit von der Grenze entfernt sind, konnten eine Woche lang nicht glauben, was passiert.

An diesem Morgen fuhr ich zur Arbeit. Ich versammelte alle Kollegen, sie waren erschüttert oder verängstigt. Niemand wusste, was wir machen sollen und wie lange das noch dauert.

Bis heute wissen wir nicht, wann diese Hölle endet. Jetzt arbeite ich zu Hause. Wenn man arbeitet, ist das alles besser auszuhalten, man fühlt sich gebraucht. Ich stehe mit internationalen Organisationen und Partnern in der ganzen Welt in Verbindung. Ich bemühe mich, die Wahrheit darüber zu vermitteln, was in der Ukraine geschieht. Und ich habe die Hoffnung, dass es gelingt, die Denkmäler in unserem Archäologiepark, in dem ich arbeite, zu erhalten. Sie gehören nicht nur uns, sondern der gesamten Welt. Also tue ich alles, was ich kann.“

24. März, neunundzwanzigster Kriegstag

33. Meine Kontakte mit der Außenwelt

Ganz am Anfang:

„Bleib zu Hause, geh nicht raus! Bei uns geben sie jedem, der will, Automatikwaffen und Drogen! In Kiev! Öffne niemandem die Tür! Der Krieg wird überall sein!“

Etwas später:

„Fahre so schnell wie möglich weg! Es kommen die Kadyrowzy²³ zu Euch! Ihr wisst nicht, wie sie sind! Das sind keine Menschen! Alle bei uns hassen sie! Es wird ein Schlachten beginnen! Fahre weg!“

Noch später:

„Sie haben Euch verkauft. Alles ist schon lange beschlossen! Sie werden Euch aufteilen! Sie erzählen Euch nicht die Wahrheit! In zwei Tagen wird alles vorbei sein!“

Kürzlich erst:

„Bring die Deinen nach Westen! Es wird einen furchtbaren Sturmangriff geben! Die Aufgabe soll bis zum 9. Mai erledigt sein!“

Ferner las ich auch:

„Die Ankunft des großen Landungsschiffes ‚Orsk‘ im Hafen von Bjerdjansk ist ein epochales Ereignis, das der Schwarzmeerflotte die logistische Möglichkeit eröffnet, die gesamte Infrastruktur des Hafens zu nutzen“, so ein Flottenoffizier. „Bei der ersten Fahrt zum Hafen wurden gepanzerte Transporter BTR-82 geliefert, deren Anzahl nicht mitgeteilt wurde. Und ein BDK 1171²⁴ fasst bis zu vierzig 40 Transporter mit Waffen oder zwanzig Panzer.“

Und noch das:

„Außer dem zerstörten Schiff ‚Orsk‘ gab es ein Feuer auf dem großen Landungsschiff ‚Saratow‘, es wurden die BDK’s ‚Kulikow‘ und ‚Nowotscherkask‘ beschädigt, von den Mannschaften wurden elf Matrosen verletzt und drei getötet.“

Wie soll man an dieser Stelle nicht an die berühmt-berüchtigte Antwort „Ist gesunken“²⁵ erinnern! Ich sitze hier und warte auf neue Erklärungen aus diesem Jenseits, sozusagen...

34. Mariupol

Ich glaubte, dass das Furchtbarste, was je passieren könne, meinen Freunden in Charkiv geschah. Ich fühlte Verzweiflung und völlige Ratlosigkeit, weil ich ihnen nicht zu helfen imstande war. Es stellte sich jedoch heraus, dass es noch schlimmer sein kann.

Facebook ist voll mit Bildern. Hunderte, vielleicht Tausende. Kinder, Teenager, Frauen, Alte, ganze Familien. Und immer dasselbe: „Ich flehe Euch an!“,

²³ Mitglieder des Regiments des Tschetschenenführers Ramsan Kadyrow innerhalb der russischen Nationalgarde.

²⁴ Großes Landungsschiff.

²⁵ Was geschah mit der Kursk?“ fragte ein CNN-Reporter Putin im September 2000 nach dem U-Boot. Dieser antwortete lakonisch: „Ist gesunken“.

„Helft!“, „Irgendeine Nachricht“, „Das letzte Mal hatte ich, hatten wir Kontakt vor zwei, drei, vier Tagen“, „Ich gebe alles, was ich habe“.

Die Menschen wollen ihre Nächsten finden, ihre Enkel, Kinder, Schwestern, Brüder, Cousins, Cousinsen, Eltern, Großeltern... Sie warten auf ein Wunder, obwohl viele wohl verstehen, dass es keine Hoffnung mehr gibt.

Auf den Fotos sieht man glückliche Menschen. Sie lachen, umarmen Freunde und Verwandte, haben Spaß. Mariupol liegt am Meer. Im Sommer gingen viele nach der Arbeit an den Strand, wo auch ein Teil der Bilder gemacht wurde. Sand, Sonne, blaues Meer, glückliche Augen, viele Kinder und Teenager. Sehr viele. Alle lächeln.

Jene, denen die Flucht gelang, erzählen furchtbare Geschichten. Morgens, wenn man sich aus den Ruinen gräbt, muss man Wasser finden. Irgendwie. Als noch Schnee lag, wurden seine schmutzigen Reste zusammen mit Ruß, Dreck und Blut eingesammelt, geschmolzen und gefiltert.

Sucht man Wasser oder irgendetwas zu essen, sollte man nicht zur Seite schauen, nur nach vorn. Der Blick darf nicht an den Leichen hängen bleiben, an den abgerissenen Körperteilen. Die wenigen Freiwilligen vergraben die Körper auf den Hinterhöfen, nicht selten mehrere in einem Grab.

In der Stadt fehlt es an Wasser, Licht, Wärme. Es gibt schon Hungertote. Jede Nacht wird sie beschossen und bombardiert. Eine Stadt, ruhig und still an der Küste, in der vor dem Krieg niemand Ukrainisch sprach.

Manche vergleichen die Ereignisse um Mariupol mit der Blockade Leningrads oder Stalingrads während des Zweiten Weltkrieges. Das ist nicht richtig. Leningrad wurde nicht derart durch Beschuss zerstört und die Zivilbevölkerung Stalingrads war evakuiert worden. Mariupol ist eine riesige Todesfabrik und ein einziger Friedhof.

Jeden Tag erscheinen hunderte neue Fotos. Kinder, Teenager, Frauen, Alte. „Ich flehe Euch an!“, „Helft!“, „Irgendeine Nachricht“, „Ich gebe alles, was ich besitze!“ Die Menschen wollen an ein Wunder glauben...

27. März, dreiunddreißigster Kriegstag

35. Tschernihiv I

Tschernihiv erreicht man von Kiev mit dem Auto in anderthalb Stunden. Man kann morgens starten, den Tag dort verbringen und abends heimfahren. So war es immer. Früher.

Das erste Mal bin ich als Schüler nach Tschernihiv gefahren, das war 1978. Ich gehörte zum archäologischen Schulzirkel und im Sommer fuhren wir zu einer Ausgrabung in der Oblast Tschernihiv. Zur Stadt gelangten wir mit einem Bus, dort warteten wir mehrere Stunden auf einen weiteren, der uns zum Ziel brachte. Mit ein paar Jungs machte ich mich in die Stadt auf, einer hatte eine Großmutter dort. Er kannte zwar die Adresse nicht, erinnerte sich aber, dass sie neben einem Platz mit dem merkwürdigen Namen „Fünf-Ecken-Platz“ wohnt. Den Platz gab

es wirklich, in einer der von ihm ausgehenden Straßen wohnte die Großmutter. Ein gemütliches Haus mit altem Garten, eine stille Straße. Wir fühlten uns nicht wie in der Stadt, sondern wie in einer Datsche. Für mich, der ich im lärmenden Kiev aufwuchs, war dies ein schöner Auftakt der gerade erst beginnenden Reise. Die Großmutter wohnte allein. Unsere laute Gruppe kam über sie wie eine Lawine. Natürlich gaben wir sofort bekannt, dass wir schrecklich hungrig seien. In dem Alter hat man immer Appetit. Das Mittagessen war hervorragend, fast hätten wir den Bus verpasst und bekamen von der Zirkelleitung eine Rüge.

Später machten wir an freien Tagen Ausflüge nach Tschernihiv. Die Leitung organisierte uns Fahrten in den Archäologiepark und in das Museum. Wir lernten viel über die Geschichte der alten Stadt.

Tschernihiv machte einen großen Eindruck auf mich. In Kiev sind die Sehenswürdigkeiten zwischen Neubauten verteilt, das Zentrum von Tschernihiv war anders. Hier fühlte man sich wie in einer mittelalterlichen Erzählung. Unsere Führer waren keine normalen Stadtführer, sondern „echte Wissenschaftler“, die uns Kindern von ihren Forschungen berichteten. Viele Jahre später erkannte ich die Orte wieder, an denen wir damals waren. Die Erinnerungen waren wieder so frisch, dass ich sogar die Gerüche der Kindheit erneut in der Nase hatte.

Von Kiev fährt man anderthalb Stunden bis Tschernihiv. Alle Häuser in der Gegend, wo die Großmutter des Klassenkameraden wohnte, wurden durch Beschuss zerstört. Seit zwei Wochen gibt es keine Heizung mehr in der Stadt, kein Licht, keine Medikamente. Die Lebensmittelvorräte gehen zu Ende. Und es gibt kein Trinkwasser. So dicht bei Kiev und man kann nichts dorthin schicken. Die Stadt ist abgeschnitten von der Welt. Mehrere Male haben befreundete Freiwillige versucht, Lebensmittel und Stromaggregate in die Stadt zu bringen, immer vergeblich. Sie wurden beschossen. Natürlich gab es Verletzte.

Die Freiwilligen, die Ausrüstung und Lebensmittel bringen, riskieren am meisten. Sie sind keine Soldaten, sie sind unbewaffnet und können sich nicht verteidigen. Sie riskieren alles. Ständig. In Achtyrka, Irpin, Bojartsch, Mariupol und Tschernihiv. Sie bringen Hilfe, suchen Menschen und bringen sie aus den Städten. Bekannte fuhren drei Tage nach Irpin und suchten eine alte, demente Frau. Sie wussten nicht genau, wo sie ist. Sie wurden ständig beschossen, gefunden haben sie die Frau nicht...

Anderhalb Stunden. Kein Wasser, keine Wärme, keine Lebensmittel. Wir haben hier alles, könnten alles dorthin bringen. Aber die Stadt ist eingeschlossen.

Der Direktor des Museums in Tschernihiv, ein Freund, wohnt jetzt im Museumskeller. Er hatte die Chance wegzufahren, ist aber geblieben. Er gibt jeden Tag ein Lebenszeichen und tut etwas für seine Stadt. So wie alle, die geblieben sind. Heute schrieb er: „Kein Wasser? Der Regen ist unser Wasser. Fünfzig Liter die Nacht über!“

So ist das alte Tschernihiv. Ruhm den Helden!

30. März, fünfunddreißigster Kriegstag.

36. Der große Krieg

Meine Eltern haben den Krieg als Kinder erlebt. Beide wurden evakuiert. Vom Krieg erfuhr ich nur aus Erzählungen, Büchern und Filmen. Die Eltern sagten oft, wie gut es sei, dass es keinen Krieg gäbe. Ich glaubte, der ersten Generation anzugehören, die keinen Krieg erlebt. Das ist nicht gelungen. Jetzt habe auch ich meinen Krieg und nur jene, die danach geboren werden, können versuchen, eine Generation ohne Krieg zu sein.

Meine Kindheit prägte die Sowjetunion. Eine der Hauptparolen damals war „der Kampf für den Frieden“. In der Schule wurde ständig davon erzählt. Ich erinnere mich an unsere Verwunderung, wenn am 9. Mai unsere Klassenlehrerin, die Mathe unterrichtete, mit ihren Orden an der Brust in die Schule kam. Wie konnte das sein? Der Krieg war für uns Kinder weit weg. Plötzlich erfuhren wir, dass unsere Eugenia Iwanowna an der Front war, als Freiwillige. Ihr Mann, Josef Lwowitsch, auch er Mathelehrer, kämpfte ebenfalls an der Front. Keine Ahnung, ob sie sich dort kennengelernt haben oder zusammen in den Krieg zogen. Wenn sie sich am Feiertag ihre Orden anhefteten, dann bemühten wir uns instinktiv, in ihrer Gegenwart leise und gehorsam zu sein. Wir merkten, dass der Tag des Sieges für sie ein persönlicher Feiertag war, den wir natürlich nicht so wie sie verstehen konnten.

Diese Menschen lehrten uns Wertschätzung für den Frieden. Mein Großvater brachte mich am Tag des Sieges in den Ruhmespark, kaufte einen Strauß Nelken und ging mit mir zum Grab des unbekanntes Soldaten. Er legte die Blumen nieder und schwieg. Ich war damals sehr klein und mir schien, man müsse sich an diesem Tag freuen, etwas unternehmen, Eis essen. Ich zog den Großvater zum Fluss und langweilte mich. Er stand nur schweigend da und fuhr mit mir nach einer Weile nach Hause. Am Abend kamen Freunde von Großvater. Sie saßen um den Tisch und begannen ihre nicht enden wollenden Gespräche. Ich durfte nicht dabeisitzen, Großmutter gab mir in der Küche zu essen. Heute weiß ich, dass sie nicht vor dem Kind über den Krieg reden wollten.

In der Universität neben der Tür zum Dekanat, stand eine Vitrine mit Hochschullehrern, die im Krieg gekämpft haben. Ich schaute sie mir immer gern an, denn dort hingen alte Fotos aus der Zeit kurz nach dem Krieg. Sie vermittelten ein merkwürdiges Gefühl: Unser alter Professor war einmal ein tapferer, gutaussehender Gardist und eine alte Professorin trug zahlreiche Militärauszeichnungen – diese wurden schließlich nicht den Soldaten in der Etappe verliehen.

Ich glaube, der „Kampf für den Frieden auf der ganzen Welt“ waren für jene in der Sowjetunion, die den Krieg erlebt haben, keine leeren Worte. Sie wussten, was Frieden bedeutet.

Ein befreundeter Dozent trat sofort nach dem Angriff auf uns der Territorialverteidigung bei und dient dort die ganze Zeit. Er wurde nicht gerufen, er ging von selbst. Der Dekan der Historischen Fakultät ging auch sofort zur

Armee. Er hätte als Professor eine Befreiung vom Militärdienst bekommen können, ging aber dennoch. Ich denke, er ging, weil man kaum Hochschullehrer sein kann, wenn die Studenten an der Front sind, ebenfalls freiwillig.

Vor kurzem las ich, dass in Russland viele Universitätsmitarbeiter – Rektoren, Dekane, Lehrstuhlinhaber – den Krieg gutheißen. Ich sah eine ganze Liste. Aber keiner von jenen, die sie unterschrieben haben, ging an die Front und auch keiner wird es in Zukunft tun. Ich glaube nicht, dass sie sich vorstellen können, wie die auf den Feldern liegenden zerrissenen, verfaulenden Leichen der jungen Soldaten im Alter ihrer Studenten und Doktoranten aussehen.

In der Sowjetunion gab es noch eine weitere Tradition, die man gesellschaftlichen Konformismus nennen kann: die obligatorische und öffentliche Unterstützung der Politik von Partei und Regierung. Ohne diese hielt sich niemand in einer Leitungsposition. Jeder sowjetische Rektor oder Dekan war verpflichtet, in Übereinstimmung mit den Richtlinien der Partei zu handeln und zudem genauestens verdächtige und widerspenstige Elemente zu beobachten. Erfüllte er diese Aufgaben, drohte ihm nichts. Wäre ein Krieg ausgebrochen, wäre er sicher im Hinterland untergebracht worden. Die Regierung braucht und stützt sich immer auf gehorsame, pflichterfüllte Lakaien mit vorauseilendem Gehorsam, vor allem auf jene unter den Hochschullehrern. Denn schließlich erziehen diese eine ihnen ähnliche Generation!

30.03.2022.

37. Unsere „Befreier“

Gestern wurde in Tschernihiv die Korolenko-Bibliothek bombardiert. Das Dach wurde zerstört, die Fenster fielen heraus und die Mauern bekamen Risse. Bis zur Revolution von 1917 war in dem Gebäude, einem schönen modernistischen Palais, die Bank Szlachecki untergebracht. Es wurde 1910–1913 nach dem Entwurf des Petersburger Architekten Alexander von Hohen errichtet – derselbe, der auch das Suworow-Museum, die Villa von Matilda Kschessinskaja²⁶ und andere Gebäude in St. Petersburg entworfen hat.

Am 11. März wurde das Gebäude der Jugendbibliothek zerstört. Auch bei diesem handelt es sich um ein historisches Palais, das auch einmal Wasyl Tarnowski, einem Kunstmäzen und Sammler, gehörte. Ab 1897, als jener Tarnowski dem Tschernihiver Land seine Sammlung vermachte, war in dem Gebäude das Museum Ukrainischer Altertümer untergebracht.

In Ivankiv bei Kiev brannten die „Befreier“ nebenbei bemerkt auch das Maria Primatschenko-Museum nieder. Primatschenko war die bekannteste ukrainische Vertreterin der naiven Malerei. Im Jahr 2009 war ihr einhundertster Geburtstag

²⁶ Matilda Maria Felixowna Kschessinskaja (1872-1971) – russische Primaballerina mit polnischen Wurzeln, die eine Affäre mit dem letzten russischen Zaren Nikolaus II, der den Bau der Villa für Kschessinskaja in Auftrag gab, hatte.

und die UNESCO erklärte es zum Primatschenko-Jahr.

Das Museum in Ochtyrka, das Kunstmuseum in Charkiv, das Theater in Mariupol, das Museum „Popowo-Gut“, Dutzende Kirchen, die Holocaust-Denkmäler in Babi Jar und in Drobitski Jar...

Das alles waren keine militärischen Objekte. Dort wurden keine Geschütze oder Raketen aufbewahrt, nie. Auf den Fotos sieht man das deutlich – nur zerschlagene Vitrinen, und Schränke, herumgeworfene Bücher...

Handelt es sich um Zufälle?

Die Befehlshaber der „Befreier“ haben ihren Soldaten noch vor Beginn des Einmarsches die Telefone abgenommen. Aber man möchte doch so gern nach Hause telefonieren... Daher stahlen sie den Menschen in den besetzten Gebieten die Telefone und gebrauchten sie. Allerdings waren sich die Soldaten nicht bewusst, dass jeder Anruf nach Russland automatisch registriert und aufgezeichnet wird. Es gibt daher unzählige derartige Aufzeichnungen und viele sind über das Internet zugänglich. Es zeichnet sich folgendes Bild ab:

Als erstes wird massiv geplündert. Sie stehlen buchstäblich alles. Ein Soldat-Befreier informiert fröhlich seine Frau, dass er für sie einen Pelzmantel habe und für sich Autoräder, einen Fernseher, ein Notebook, eine Stereoanlage und so weiter. Dazu liegen Videoaufzeichnungen von Ladenkameras vor. Sie schleppen kastenweise Alkohol, Süßigkeiten und Wurstwaren hinaus. Oft beißen sie auf dem Weg von der Wurst ab und nehmen einen Schluck aus der Flasche.

Zweitens finden massenhaft Vergewaltigungen statt. Darüber sprechen sie auch am Telefon. Drei Panzersoldaten nahmen eine Sechzehnjährige gefangen und missbrauchten sie nacheinander, mehrere Tage lang. Es gibt viele solche Berichte. Und sie erzählen nicht nur davon, sie rühmen sich auch noch! Nach der Rückeroberung Irpines wurden von den ukrainischen Soldaten jene von dort weggebracht, die es vorher nicht herausgeschafft hatten. Darunter viele sechzehn- und siebzehnjährige Mädchen. Sie brauen jetzt psychologische Betreuung, haben Angst vor Menschen, sogar vor den eigenen Eltern.

In der Oblast Kiev erschoss ein „Befreier“ den Vater und vergewaltigte mehrfach die Mutter vor den Augen ihres Sohnes. Dieses Monster haben unsere Spezialeinheiten schon gefunden. Er wird nie wieder jemanden vergewaltigen. Einen ähnlichen Fall gab es in Mariupol. Die Frau starb an den Folgen, das Kind kann nicht mehr sprechen und reagiert fast auf nichts und niemand mehr.

Das ist das Bild: zerstörte Bibliotheken und tote vergewaltigte Frauen. Deshalb ist es wohl klar, dass man einen Frieden – leider – nicht erwarten kann. Angesichts dessen, was geschieht, kann es keinen Friedengeben – die Bilder kehren früher oder später zurück.

1. April, siebenunddreißigster Kriegstag

38. Kinder

Mit einem klugen Menschen korrespondierte ich einen ganzen Tag lang über

Sozialpsychologie. Worin besteht das Phänomen des „sich von den Knien erheben“? Wie konnte es passieren, dass die Mehrheit der Russen diese Idee aufgegriffen hat und unterstützt? Warum fühlten sich all diese Menschen ungerecht behandelt und „auf den Knien liegend“? In keinem Land, das vordem zur UdSSR gehörte, gibt es dergleichen, obwohl sie alle mehr oder weniger die gleichen Probleme nach dem Zerfall der Sowjetunion haben.

Die politische Idee des „sich von den Knien erheben“ wurde zu Beginn der neunziger Jahre formuliert. Als Boris Jelzin 1991 sagte, dass sich Russland von den Knien erhebt, meinte er eine neue russische Staatlichkeit. Natürlich war der formale Status der Russischen Föderation in der Sowjetunion recht eigenartig. So hatten zum Beispiel alle Unionsrepubliken ihre eigenen, wenn auch nur formal existierenden Außenministerien. Alle, außer Russland. Die Sowjetrepubliken hatten ihre Vertretungen in Moskau, denn sie unterstanden der UdSSR. Alle, außer Russland. Sogar die kommunistische Partei bestand aus 14 Parteiorganisationen der einzelnen Sowjetrepubliken, während in der russischen Föderation kein eigenständiges Parteikomitee existierte. Ihre zahlreichen Parteiorganisationen waren Bestandteil der allsowjetischen Struktur. Der Grund dafür lag darin, dass die russische Föderation formal aus gleichberechtigten Einheiten bestand und die Bildung von zahlreichen staatlichen Strukturen zur Entstehung einer komplizierten und unpraktischen Konstruktion geführt hätte. Für Jelzin mit seiner Biographie als Parteiführer und seinen Aussichten auf die russische Präsidentschaft war die Festlegung der formalen Attribute der Macht und die Wahrung der Einheit des Landes natürlich von größter Bedeutung. Die Zentralisierung der Macht bedeutete den ersten Schritt zum Sich-von den Knien-erheben, besonders nach den Volksabstimmungen in Tschetschenien und Tatarstan im Jahr 1992. Diese erste Etappe verlief im Nordkaukasus sehr blutig. Mit der Zeit, etwa um das Jahr 2000, wurde klar, dass die Zentralisierung des Staates eine permanente Gewaltausübung und Aggressivität erfordert, selbst dann, wenn alle Ausbrüche von Ungehorsam unterdrückt waren. Jegliche zivilisierte, demokratische Entwicklungsszenarien hätten unweigerlich Zentrifugalkräfte entfesselt und in dem Zerfall des Landes gemündet. Daher wurde die Idee des Sich-von den Knien-erheben um eine internationale Dimension erweitert und die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf eine äußere Expansion gelenkt. Diese zweite Etappe erlaubte es, die Öffentlichkeit in ständiger und notwendiger Spannung zu halten. Was man heute imperialen Revanchismus nennt, war im Grunde ein Instrument der Machterhaltung in Russland selbst. Zu diesem Zweck wurde die freie Presse schrittweise zerstört, die die staatliche Propagandamaschine ersetzt hatte. Der einfache Bürger begriff allmählich die Idee des Sich-von den Knien-erheben als Fakt, dass man dessen Land fürchten muss, aber auch ihn – als Vertreter dieses Landes – selbst. Dieser ausgeprägte Minderwertigkeitskomplex wurde im Grunde dem gesamten Volk eingepflegt. In der Folge begann man in Russland, die Mehrzahl der anderen Länder und ihrer Bürger als Feinde zu sehen.

Der Konflikt zwischen Russland und der Ukraine war auch deshalb unvermeidlich, weil für die russische Föderation ein Sich-von den Knien-erheben ohne die Ukraine einfach unmöglich ist. Und damit wäre ein Auseinanderbrechen des eigenen Landes nicht aufzuhalten. Die Ukraine war für Russland schon immer eine besondere Region. Die Russen hielten die Ukrainer für lächerliche, dummköpfige und dörfliche Verwandte. Die Ähnlichkeit der Sprachen, die gemeinsame Vergangenheit, die kulturellen Einflüsse – all das diente zu Sowjetzeiten der These von den „Brüdervölkern“. Das sich darin auch eine permanente Assimilierung der Ukrainer ausdrückte, wurde ignoriert und die Gegner einer „historischen Verwandtschaft“ wurden als Vertreter eines bürgerlichen Nationalismus diskreditiert.

In der Zeit der ukrainischen Unabhängigkeit vollzogen sich jedoch fundamentale Veränderungen, denen in Russland nur wenige gewahr wurden. Vor allem wurde nicht verstanden, dass die Ukraine nach dem Zerfall der Sowjetunion ein unabhängiger Staat wurde und dass sich ernstere Veränderungen in der ukrainischen Gesellschaft vollzogen.

Der erste Majdan (die orange Revolution) von 2004 war das erste Anzeichen einer „anderen Ukraine“. Niemand in Moskau versuchte auch nur, über die Ursachen oder die Geschehnisse nachzudenken. Aber damals begann das letzte Kapitel der „Brüdervölker“. Anfangs war die Mehrheit der Ukrainer eher nur ein passiver Zuschauer. Als aber klar wurde, dass die Wahlen gefälscht waren, gingen wir in Scharen auf die Straße (ich rede von mir und meinem Bekanntenkreis). Hauptgrund dafür war die Tatsache, dass unsere Stimmen gestohlen worden waren. Noch wichtiger war aber, dass viele junge Menschen auf die Straße gingen, jene, die kurz vor dem Zerfall der Sowjetunion geboren wurden. Sie konnten sich an diesen Staat gar nicht erinnern und wussten nicht, was sowjetische Ideologie bedeutet. Aber sie wussten, dass sie Staatsbürger der Ukraine sind. Meine Bekannten, apolitische und ausgeglichene akademische Lehrer, kochten in den Instituten Essen und trockneten die Schlafsäcke jener Studenten, die in der Zeltstadt im Zentrum von Kiev ausharrten.

Diese Revolution zeichneten sich durch zwei Merkmale aus, die damals niemand beachtete und die später wichtige Auslöser des zweiten Majdans wurden. Erstens verlief alles friedfertig. Die Streitkräfte enthielten sich der Gewalt und ein Großteil der Gesellschaft war der Ansicht, dass man die Polizei nicht fürchten müsse. Zweitens kam es zu einer Vereinigung der West- und der Zentralukraine. Lviv war Kiev gegenüber traditionell misstrauisch, denn diese Stadt war schließlich überwiegend russischsprachig. Plötzlich wurde es unter den Kiever Studenten Mode, in der ukrainischen Literatursprache zu reden, und jene, die weiter Russisch sprachen, wurden mit unverhohlener Verwunderung angeschaut. Ein Bekannte aus Lviv sagte später: „Kiev hat bewiesen, dass es würdig ist, ukrainische Hauptstadt zu sein.“

Der zweite Majdan (Euromajdan, Revolution der Würde) von 2014 war völlig anders. Anfangs handelte es sich lediglich um eine Studentenaktion mit geringer

Unterstützung durch die politische Opposition. Der Schwung würde schrittweise abklingen, so wie es anfangs auch aussah. Aber die Dummheit der damaligen Machthaber, die auf eine Gewaltlösung setzte, änderte die Situation grundlegend. Als morgens bekannt wurde, was in der Nacht geschehen war, gingen tausende Einwohner Kievs auf die Straße. Zehntausende aus dem ganzen Land kamen in die Stadt. Am Samstag und am Sonntag füllte ein Million Menschen den Majdan, allein deshalb, weil die Regierung Kinder getötet hat. Es gab zu dem Zeitpunkt noch keinerlei politische Parolen.

Und noch einen Unterschied gab es: die fehlende Angst vor der Staatsmacht. Das, was 2004 begann, wandelte sich zehn Jahre später zur Überzeugung, dass die Regierung kein Recht hat, Gewalt gegen das Volk einzusetzen, und dass man dagegen etwas tun muss. Als es die ersten Opfer gab, wurde klar, dass man unter keinen Umständen aufgeben darf. Der größte Fehler der damaligen Regierung war der Versuch, die Menschen einzuschüchtern.

Man muss auch gut verstehen, was während der zehn Jahre zwischen beiden Revolutionen geschah. Die Ideale des ersten Majdan wurden nicht verwirklicht. Die Ukraine ist ein Land mit einem riesigen System der Korruption. Alle guten Absichten wurden durch Gier und Inkompetenz zerstört. Es kamen neue Leute mit guten Parolen, die sich aber nach einer gewissen Zeit in das alte System einfügten. Das war das Hauptproblem und daher ebte der Enthusiasmus von 2004 schnell wieder ab. Das Land nahm schrittweise die Merkmale der russischen Gesellschaft an. Die Regierung konzentrierte und zentralisierte, die Opposition war nur noch Staffage. Es herrschte ein Gefühl sozialer Apathie. Ein unerwarteter Faktor änderte aber alles: die Kinder. Ich meine damit jene Generation, die während dieser zehn Jahre erwachsen geworden war.

Ein Kind sieht die Grautöne nicht, alles ist schwarz oder weiß, gut oder böse. Ihm kann man nicht erklären, dass jemand ein wenig gut ist oder nur ein wenig böse. Die kindliche Kompromisslosigkeit kann grausam sein; aber bei einem Kind, das eine Art Schock erlebt, entwickelt sich ein permanenter sozialer Reflex. Jene jungen Leute, die während des Majdan von 2014 protestierten, waren zur Zeit des ersten Majdan zehn–zwölf Jahre alt.

Im Jahr 2004 sahen diese Kinder in den damals Protestierenden Helden. Das waren ihre älteren Geschwister, ihre Eltern, Bekannte. Sie hörten die Erzählungen von den Ereignissen und wurden davon geprägt. Man kann wohl sagen, dass erstmals seit dem Zerfall der Sowjetunion eine ganze Generation mit einem Bewusstsein für Ideale erschien. Aus diesem Grund stellten sich die jungen Leute, die Kinder des ersten Majdan, mit Schilden und Knüppeln bewaffnet den Automatikwaffen entgegen.

Die im Zentrum von Kiev erschossene „Niebiańska Sotnia“²⁷ war der schreckliche Preis, den die Ukrainer für ihre Haupteigenschaft zahlen mussten: die Freiheitsliebe. Von diesem Zeitpunkt an hat die Gesellschaft verstanden, dass man

²⁷ Sammelname der während des Majdan 2014 getöteten Menschen.

sich für die Freiheit aufopfern muss.

Wenig später entstanden aus diesen jungen Menschen ohne Kampferfahrung die Freiwilligeneinheiten, die im Grunde den ersten russischen Angriff aufhielten, als das Schicksal des Landes an einem seidenen Faden hing. In diesem Sinne kann man behaupten, dass seinerzeit die Ukraine „sich von den Knien erhob“, als ihrer Bürger fühlten, was Freiheit und Würde bedeuten. Und die Kinder von 2015 malten brennende russische Panzer. Jene Kinder, deren Väter als Invaliden oder gar nicht von der Front zurückkehrten. Diese Kinder sind heute erwachsen.

In Friedenszeiten ist die ukrainische Freiheitsliebe mitunter unbequem. Jeder Ukrainer steht der Regierung intuitiv ablehnend und misstrauisch gegenüber, wovon zahllose Witze zeugen. Alles aber für „interne Bedürfnisse“. Im Falle einer Bedrohung von außen aber sind die Ukrainer in der Lage, sich im Namen der Freiheit und Unabhängigkeit zu vereinen. Das betrifft jene, die Ukrainisch sprechen, und auch die Russischsprachigen. Jene, die Puschkin lesen und jene, die meinen, man sollte ihn für immer vergessen. Unsere inneren Konflikte möchten wir selbst lösen. Wir brauchen dafür keine „Helfer“ oder „Befreier“. Die von Bomben und Granaten bedrohten Kinder von heute malen auch. Mit der Zeit werden sie erwachsen!

Daher war alles, was geschieht, leider unvermeidlich. Der Krieg zwischen zwei Völkern, die sich in Wahrheit überhaupt nicht ähnlich sind, ist ein Krieg zwischen zwei völlig gegensätzlichen Systemen und Weltanschauungen. Er endet nicht mit einem Waffenstillstand.

P.S.: Ich will unterstreichen, dass ich subjektiv schreibe. Eine Analyse mit kühlem Kopf dessen, was gerade geschieht, wird erst nach vielen Jahren möglich sein.

3. April, neununddreißigster Kriegstag

39. Butscha

Am 1. April regnete es. Ich hatte das Fenster leicht geöffnet, hörte den Regen und Artilleriefeuer. Die Unseren eroberten Irpin, Butscha und Hostomel zurück. Heute ist die gesamte Kiever Oblast wieder befreit. Es rückten unsere Armee, die Verwaltung und die Freiwilligen ein.

Das Internet kocht. Seit Beginn des Krieges gab es nicht derart viel Verzweiflung, Zorn und Hass. Bevor sich die Russen zurückzogen, haben Strafeinheiten fast die gesamte Bevölkerung ermordet.

Der Bürgermeister von Irpin gab bekannt, dass in der Puschkin- und in der Lermontow-Straße kleine Mädchen erschossen und ihre Körper von Panzern zermalmt worden waren.

In Butscha wurden alle erschossen. Auf den Straßen liegen Leichen mit auf dem Rücken gefesselten Händen und über den Kopf gestülpter Papiertüte. In einem Massengrab fand man dreihundert Körper.

Leichen in Brunnen, nackt, mit gefesselten Händen, mit Spuren von Folter und Vergewaltigung. Sogar Kinder wurden vergewaltigt und dann ermordet. Es

wurden alle getötet, einfach so, ohne Grund. Oft mit einem Schuss in den Hinterkopf. Viele haben offensichtlich vor dem Tod geschrien.

Heute entstand ein neuer Begriff – das Gemetzel von Butscha.

Die Spuren des Massakers wurden beim Rückzug nicht einmal verwischt, lediglich einige Leichen mit Benzin übergossen und angezündet. Stattdessen wurden Berge von Plünderungsgut – Computer, Waschmaschinen, Kochplatten, Möbel, Kleidung, Autoteile – mitgenommen.

Diese Strafeinheiten hatte niemand vorbereitet, das waren keine durch unmenschliche Ideologie geschulten SS-Sonderkommandos, das waren einfache Einheiten, Soldaten und Kommandeure.

Und sie mussten auch nicht besonders ausgebildet werden. Dieses Volk war schon lange darauf vorbereitet – mit seinen Haupteigenschaften Gleichgültigkeit und Grausamkeit.

Zu Lenins Zeiten wurde entsprechend den Regeln des Klassenkampfes getötet. Egal, ob jemand gegen das System war oder nicht. Es reichte, dass er der „feindlichen Klasse“ angehörte. Es war unwichtig, ob es sich um Ältere handelte, um Frauen oder um Kinder. Es wurde gemordet bei völliger Akzeptanz durch alle Anderen: Wir töten den Klassenfeind und werden glücklich leben!

Zu Stalins Zeiten wurden die „Feinde des Volkes“ ermordet. Egal, ob jemand gegen das System war oder nicht, egal, ob Ältere, Frauen oder Kinder. Es wurde unter völliger Gleichgültigkeit und Apathie der Übrigen gemordet. Und wiederum gab es – bei ihrer völligen Akzeptanz – massenhafte Denunziationen von Nachbarn und Bekannten.

Jetzt ermorden sie Ukrainer. Alle, die sich mit der Ukraine und der ukrainischen Sprache verbunden fühlen. Egal, ob sie russisch sprechen. Hauptsache, sie haben einen ukrainischen Pass und leben in der Ukraine. Alte, Frauen, Kinder. Bei völliger Gleichgültigkeit aller Übrigen. Es gibt sogar Verbesserungen: Sie berichten ihren Angehörigen am Telefon von den Tötungen und Vergewaltigungen, rühmen sich der Plünderungen. Und jene drücken ihre Unterstützung und Anerkennung aus. Die Einen morden und foltern eifrig und die Anderen freuen sich darüber!

Ihre Gesellschaft wurde in den vergangenen zwanzig Jahren sukzessive darauf vorbereitet. Die nationalen Merkmale Gleichgültigkeit und Grausamkeit wurden kultiviert und weiterentwickelt.

Beispiele:

Das Jahr 2000 – die „Kursk“ und der berühmte Satz „Ist gesunken“. Es lebten noch 118 Besatzungsmitglieder. Sie hatten noch die Hoffnung, gerettet zu werden. Das U-Boot „ist gesunken“ bei völliger Gleichgültigkeit. Niemand wurde zur Rechenschaft gezogen.

Das Jahr 2002 – „Nord-Ost“ und 916 Geiseln im Theater²⁸. Von ihnen wurden 174 zusammen mit den Terroristen erschossen. Von Landsleuten! Jene, die sie

²⁸ Geiselnahme im Moskauer Dubrowska-Theater durch tschetschenische Terroristen.

befreien sollten, haben sie erschossen. Und dann eine völlige Gleichgültigkeit gegenüber den Getöteten. Als Todesursache wurde offiziell eine „Verschlimmerung chronischer Krankheiten“ angegeben. Niemand wurde verurteilt.

Das Jahr 2004 – Beslan und 1100 Geiseln in einer Schule²⁹. Kinder, Eltern, Lehrer. Bei der Erstürmung der Schule starben 314 Geiseln, darunter 186 Kinder. Jene, die sie befreien sollten, haben sie erschossen. Niemand wurde verurteilt.

Auf diese Art werden im Volk Gleichgültigkeit und Grausamkeit gepflegt. Nicht nur gegenüber den „Fremden“, auch gegenüber sich selbst.

Die Bombardierung von Grosny, einer Stadt voller friedlich eingestellter Menschen, blieb ohne Echo. Einige schwache und unbewaffnete Friedensaktivisten wurden ermordet oder kamen ins Gefängnis – sie waren schließlich selbst schuld.

Letztes Jahr erschütterten Aufnahmen aus russischen Gefängnissen die Welt. Im gesamten Land werden Häftlinge gefoltert und erniedrigt. Das ganze organisierte Foldersystem ist sorgfältig dokumentiert und organisiert – vom Staat. Aus Russland kam keinerlei Reaktion. Einige wenige Oppositionelle drückten ihre Empörung aus und forderten vom Westen Sanktionen. Aber niemand ging auf die Straße. Und – natürlich – wurde niemand zur Rechenschaft gezogen. Grausamkeit und Gleichgültigkeit.

Dieses Volk ist seit Langem bereit. Freut sich, wartet auf die Beute und ruft zur Rache für jene auf, die bei uns starben.

Auf der russischsprachigen Site der BBC wurde eine vielsagende Reportage aus Narwa, einer Stadt in Estland veröffentlicht. In Narwa ist die Mehrheit der Einwohner (86%) russischer Nationalität, 36% haben auch die russische Staatsbürgerschaft. Sie haben Estnisch nie gelernt und leben in ihrer „russischen Welt“. Der Journalist sprach auf der Straße einen Rentner an und fragte, was dieser über den Krieg in der Ukraine denkt. „Sie selbst haben sich mit Kugeln beschossen“, sagte er über die Toten. Über all jene aus Butscha, Hostomel, Irpin oder Navernoje. Über die Autos mit den gestohlenen Dingen denkt er: „sie selbst“. Anfang 2015 brach ich den Kontakt mit einem guten Freund ab, einem russischen Archäologen. Ich dachte, wir hätten eine freundschaftliche Bindung und respektieren uns gegenseitig, Als die russische Armee im Donbass einmarschierte, schrieb er auf seiner Facebookseite: „Man muss alle Ukrainer vernichten, das ist ein minderwertiges Volk.“

8. April, vierundvierzigster Kriegstag.

40. Kollektives Gedächtnis

Als Kinder spielten wir auf dem Hof Krieg. Es versammelte sich eine mit Stöcken und Kriegsspielzeug bewaffnete Gruppe Jungs, die sich aufteilte. Dieser Prozess

²⁹ Geiselnahme durch nordkaukasische Terroristen in der nordossetischen Stadt Beslan.

war lang, laut und schwierig. Wir teilten uns in „die Unseren“ und „die Deutschen“. Keiner wollte „Deutscher“ sein: „Warum gerade ich? Ich war das schon letztes Mal. Mach' ich nicht!“ Krach und Geschrei, Streitereien und Beleidigtsein. Nachdem wir endlich aufgeteilt waren, fingen wir an „zu kämpfen“. Nach fünf bis zehn Minuten riefen die „Deutschen“: „Genug, jetzt seid Ihr dran!“ Und es begannen wieder Streitereien...

Wir waren zu klein, um über die Grausamkeiten dieses Krieges Bescheid zu wissen. Die Großeltern erzählten uns nichts vom echten Krieg. Wir kannten ihn nur etwas aus Filmen und Kinderbüchern. Niemand unterhielt sich mit uns über die Deutschen, niemand von uns hatte sie je gesehen. Dennoch wehrten sich alle, sie beim Kriegsspiel zu sein. Das war Ergebnis eines kollektiven, unterbewussten Gedächtnisses, unabhängig von der sowjetischen Ideologie. Eher die Erinnerung an den Feind als an den Krieg.

Die sowjetische Sicht auf den Krieg verschwand zusammen mit der Sowjetunion. Die neuen Kindergenerationen hatte eigene Kriegsspiele. Jetzt haben wir unseren eigenen Krieg, nicht jenen aus Filmen oder Büchern. Jetzt wissen alle, Kinder und Erwachsene, was Nazismus ist: das Gemetzel von Butscha. Wir haben jetzt unser eigenes, völlig anderes kollektives Gedächtnis.

Die Bedrohung zu Kriegsbeginn ist weg, die Furcht hat sich deutlich verringert. Die Menschen haben sich daran gewöhnt, den Krieg als Realität zu sehen. Nach Butscha kam ein neues Gefühl auf: der Wunsch nach Rache.

Rache ist ein sehr starkes Gefühl, stärker als Liebe. Liebe kann leider verschwinden, aber das Gefühl unerfüllter Rache niemals. Deshalb weckt Rache derart starke Emotionen und ihre Befriedigung Ekstase.

Dutzende, hunderte Menschen, jene, die Verwandte und Freunde in Butscha hatten, und auch jene, die dort niemanden kannten, schworen öffentlich Rache. Schrieben, dass sie die Angehörigen der Strafeinheiten von Butscha so lange wie nötig suchen werden. Zehn Jahre, zwanzig, das ganze Leben lang. Jemand schwor Rache an deren Familien, Ehefrauen, Kindern, Eltern. Dass jeder Angehörige dieser Einheiten und Plünderungsgruppen das fühlen muss, was die wehrlosen Bewohner von Butscha erlebten.

Die Einheiten sind schon alle ermittelt, ihre Befehlshaber bis hin zu den jüngeren Offizieren. Bald werden die Namen und Adressen all jener Soldaten bekannt sein, die dort waren. Hacker haben die Datenbanken der russischen Armee geknackt. Sie werden sie solange wie nötig suchen, zehn Jahre lang, zwanzig Jahre, das ganze Leben. Dutzende, Hunderte, vielleicht Tausende. Jene, die Angehörige in Butscha hatten, und jene, die dort niemanden kannten. In kürzester Zeit formierte sich ein neues kollektives Gedächtnis, für viele Generationen. Bis der letzte Täter gefunden sein wird.

9. April, fünfundvierzigster Kriegstag

41. „Ruski mat“

Der Frühling in diesem Jahr wird außergewöhnlich sein, alles wird zusammen erblühen! In der vergangenen Nacht gab es nicht einen einzigen Bombenalarm, jetzt geht es leider wieder los. Dafür erlebte Kiev aber einen ganzen Tag ohne Beschuss, den ersten seit Kriegsbeginn!

Die Überzeugung wird immer stärker, dass alles sehr lange dauern wird. Immer weniger sprechen von einem „schlechten“ oder „guten“ Friedensabkommen, immer mehr hingegen davon, dass die Entscheidung auf dem Schlachtfeld fallen wird. Nicht nur die Politiker, auch die Soldaten.

In der ukrainischen Armee dienen viele russischsprachige Soldaten, zwar weniger als die Hälfte, aber dennoch viele. Die Ukrainischsprachigen und die Russischsprachigen kämpfen Seite an Seite. Daraus erwachsen keinerlei Konflikte. Unterhaltungen über die Sprache treten erst häufiger auf, je weiter man von der Front entfernt ist. Mit wachsender Entfernung wächst auch der Hass gegenüber der „Sprache des Okkupanten“ und seiner Kultur. In der Armee stellt Russisch kein Problem dar.

Meiner Meinung nach sind die russischsprachigen ukrainischen Soldaten auch ein Produkt der russischen Kultur! So wie auch die russischsprachigen Freiwilligen, von denen es so viele gibt. Ich denke auch an die russischen Staatsangehörigen, die in einem eigenen Bataillon gegen die Armee des eigenen Landes kämpfen. Und an die Flüchtlinge, Politiker, Journalisten und Aktivisten, die die Ukraine unterstützen. Und an die Einzelnen und Einsamen, die es riskieren, die Wahrheit über Russland zu sagen.

Wie kam es dazu, dass die einen Russischsprachigen „dafür“ sind, und die anderen „dagegen“? Das ist schließlich kein Bürgerkrieg. Es geht auch nicht um Politik, dessen bin ich mir sicher. Es geht um diametral entgegengesetzte Weltanschauungen.

Nach der Befreiung der Kiever Oblast kamen Verbrechen ans Tageslicht, über die selbst zu schreiben fürchterlich ist. Die Okkupanten fesselten die Mutter an den Stuhl und zwangen sie zuzusehen, wie ihr elfjähriger Sohn vergewaltigt wird. Mehrere gesunde, starke Männer vergewaltigten ein Kind. Aber sie misshandelten nicht nur den Sohn, das war keine Lustbefriedigung – sie folterten auch die Mutter! Welche Mutter hält diesen Anblick aus? Sie taten dies zu ihrem Vergnügen.

Russischsprachige ukrainische Soldaten gegen russische Sadisten, die ebenfalls russisch sprechen. Was formte diese Menschen? Ist in dieser Konstellation Platz für die russische Kultur?

Dass die Welt die russische Hochkultur kennt, ist eher ein sekundäres Phänomen. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts, vielleicht auch schon etwas früher, wurden alle Ausdrucksformen der russischen Kultur – in der Literatur, Musik, Malerei, Architektur usw. – aus dem Westen übernommen. Mit etwas Verspätung, mit einer gewissen nationalen Färbung, waren sie Teil der westlichen Kultur. Deshalb wurde die russische Hochkultur auf der ganzen Welt verstanden und geschätzt.

Sie hatte jedoch keinen Bezug zum russischen Volk, welches die Themen und Formen adaptierte, aber nicht die Ideen und schon gar nicht die Ideale. Weder der Humanismus noch der Nonkonformismus sind für diese Nation verständlich, ja mehr sogar, sie sind für sie feindlich. Die Kultur des russischen Volkes, die seine Nachbarn beeinflusst hat, ist "ruski mat"³⁰, eine Reihe von Flüchen, schmutzig, vulgär. In diesem Volk ist der Mensch nicht nach bestimmten Grundsätzen geformt, sondern durch Lebensumstände und Instinkte: Schweig! Stehle! Nimm weg! Verprügele! Vergewaltige! Töte! Fürchte Dich vor dem Stärkeren, misshandle den Schwachen! Das kann man wohl kaum Hochkultur nennen. Es ist die Kultur der Masse, die vom Staat geformt wurde oder die ihn geformt hat, unabhängig vom Ursprünglichen.

Es existieren verschiedene Zivilisationen. Der Westen unterscheidet sich stark vom Osten. Die arabische Welt hat ihre, für uns schwer verständliche Hochkultur. China hat seine rätselhafte Kultur, seine eigene Musik, seine Philosophie, seine Literatur. Das russische Volk hat keine eigene Kultur. Das ist merkwürdig und schwer zu erklären. Man gewinnt den Eindruck, dass es eine solche nicht braucht. Daher kam ich heute zu der Überzeugung, dass das russische Volk einen Krieg gegen die russische Kultur führt! Oder dass es sich um einen Krieg der russischen Mentalität gegen die russische Kultur handelt.

P.S.: Ein Bekannter aus Petersburg antwortete mir: „Maxim, Du hast die Situation am Vorabend des Jahres 1917 beschrieben!“

Daran hatte ich nicht gedacht und ich war entmutigt. Ich las Tagebücher und Berichte über diese Zeit, um die Eindrücke zu vergleichen. Dann antwortete ich ihm folgendermaßen:

„Kirill, das ist möglich! Zuerst gab es die Adelskultur, dann die plebejische Kultur. Das „Volk“ hatte mit beiden nichts zu tun. Später, als die allgemeine Alphabetisierung einsetzte, bestand der Klassengrundsatz, also der Grundsatz von Vergewaltigung und Zerstörung. Aber *diese* Kultur gibt es nicht mehr. Es stellte sich heraus, dass die Nation schon immer von *der* Kultur getrennt war. Es einten es die Leibeigenschaft, die orthodoxe Kirche und die staatliche Gewalt, nicht aber die Kultur.“

12. April, achtundvierzigster Kriegstag

42. Die Geschichte der Slawen

Während meiner gesamten sowjetischen Jugendzeit lehrte man mich die These von der Wiege der slawischen Völker. Ihr zufolge entstanden aus der Kiewer Rus Russen, Belorussen und Ukrainer. Die Russen sahen sich als ältesten Bruder, die anderen waren jüngere Geschwister. Tschechen, Slowaken, Polen und alle anderen Slawen hatten irgendwie mit dieser Wiege nichts zu tun. Sie existierten

³⁰ Von Materschtschina oder Materny jasyk – wörtlich übersetzt „Muttersprache“ – russische, sehr obszöne Vulgärsprache.

in den Schulbüchern gar nicht, erschienen lediglich im Zusammenhang mit den sozialistischen Ländern und in den Unikursen zur „Geschichte der Westslawen“. Die Idee der drei Brudervölker bzw. das Konzept des dreigliedrigen russischen Volkes entstand zur Zeit Peters I., um Ansprüche auf benachbarte Gebiete zu begründen. Ihre Wurzeln reichen aber in die Zeit Iwans des Schrecklichen zurück, als das Fürstentum der Moskowiter begann, die Bezeichnung Rus zu verwenden. Dieses Konstrukt blieb bis zum Zerfall der Sowjetunion erhalten. In jüngster Zeit wurde es in Russland dahingehend modifiziert, dass es Ukrainer überhaupt nicht gäbe, sondern nur ein einziges russisches Volk. Zwar wurden die Belarussen noch nicht dazugezählt, aber das ist nur eine Frage der Zeit.

Am 24. Februar erklärte Russland, es wolle das Volk der Ukraine von Nazis befreien. Im Ergebnis starben durch die Hände der Befreier schon tausende unschuldige Kinder, Frauen und Alte, die man doch auch befreien wollte. Als sich herausstellte, dass hier niemand „befreit“ werden will, wurde die Idee geändert. Den letzten Erklärungen nach geht es nicht um die Befreiung des Volkes, sondern um einen Krieg gegen die USA. Wobei keiner in Russland daran erinnert (oder weiß), dass sich die USA am anderen Ende der Welt befinden.

Es ist bemerkenswert, dass sich das „verwandte russische Volk“ mit Blick auf die Kriegsgefangenen und die Dokumente der Gefallenen vorwiegend aus Bewohnern von Tuwa, Dagestan, Tschetschenien, Burjatien und anderen Regionen zusammensetzt, deren Bezug zum Slawischen mindestens zweifelhaft ist. Und außerdem konnten wir uns davon überzeugen, dass es sich um ein Volk von Sadisten und Vergewaltigern handelt.

Aber der Begriff „Brudervölker“ gewinnt heute eine völlig andere Bedeutung. Millionen ukrainischer Frauen und Kinder fanden Schutz und gastfreundliche Aufnahme in Polen. Millionen Polen sammeln Geld, Kleidung und Medikamente zur Unterstützung der Ukraine. So entstehen vor unseren Augen zwei Brudervölker.

Unser Dichter Taras Schewtschenko³¹ ist für jeden Ukrainer Nationalheld und Symbolfigur. Er beschrieb in seinen Gedichten die ukrainische Seele und die dankbaren Ukrainer fühlten sich als ein Volk und hörten auf, „Kleinrussen“ zu sein.

³¹ Taras Hryhorovytsch Schewtschenko (1818–1861), ukrainischer Nationaldichter.



Foto: Kriegsspur. Der zerstörte Geschützturm eines russischen Panzers im Dorf Bohdanivka nahe Kiew am 12 April 2022. (© picture-alliance/dpa, EPA | SERGEY DOLZHENKO)

Zu diesen Tagebucheinträgen:

Fünf Monate Krieg

Ein Tagebuch des Unbegreiflichen

Von Maxim Levada, Ulf Ickerodt und Jan Schuster

Wie ist mit dem eigentlich Unbegreiflichen umzugehen? Was anfangs vielen surreal erschien, ist nunmehr seit rund fünf Monaten bittere Realität: Russlands Angriffskrieg in Europa gegen die Ukraine. Auch für den ukrainischen, russischsprachige Archäologe Maxim Levada aus Kiev war zunächst unvorstellbar, was am 24. Februar 2022 geschah und er begann das Geschehen in langen Tagebucheinträgen zu verarbeiten. Er kommentiert seitdem den russischen Überfall auf die Ukraine mit einer losen, aber stetigen Folge ausführlicher

Facebook-Einträge. Arbeitskollegen aus Deutschland und Polen, darunter der Landesarchäologe von Schleswig-Holstein, Ulf Ickerodt in Schleswig, sammelten seine Beiträge aus diesem eigentlich flüchtigen Medium und ließen sie sorgfältig übersetzen.

Levada schrieb und schreibt sie, um das Unbegreifliche überhaupt irgendwie zu verstehen. Jede Zeile seines Tagebuchs gleicht einer Anklage. Eine Anklage gegen das übergroße Verbrechen, das keiner Rechtfertigung standhält und von Russland gegen die Ukraine begangen wird und offenbar kein Ende nimmt. Beklagt werden zerbombte Städte und Dörfer. Beklagt werden auch die abertausend Leben, deren gesamte Existenz urplötzlich durcheinandergewirbelt, geschändet-oder auf brutale Weise einfach genommen wurde. Geschildert werden Trauer und Wut, aber auch der Mut sich zu wehren und Schützenswertes zu bewahren. Beklagt wird auch die Angst Leben, Hab und Gut zu verlieren und die Not zu flüchten, aber auch die Sorge vor zerstörten und geplündertem Kulturgut in ukrainischen Gedenkstätten und Museen. Nicht zuletzt befasst sich Levada mit den vielen traumatisierten Kinderseelen.

Dass dieses Tagebuch auch ins Deutsche übersetzt wird, hat seine, nicht zuletzt auch historischen, Gründe. Wer, wenn nicht wir Deutsche, können und müssen angesichts großwahnwitziger, imperialer Allmachtsprüche, gezielter Tötung von Zivilisten, inzwischen weitgehend zerstörter Städte und angesichts einer geplanten, von Putin schließlich im Vorfeld sogar begründeten Vertreibung und Auslöschung der Bevölkerung eines friedlichen Nachbarstaates die Stimme erheben?

Der Kremlmachthaber sprach bereits im Juli 2021 als überdeutlicher Ausdruck seines imperialen Nationalismus in dem berühmt-berüchtigten Aufsatz „Über die historische Einheit der Russen und der Ukrainer“ dem Land das Recht auf Eigenständigkeit und den Ukrainern das Existenzrecht als zusammenwachsender Staatsvolk ab. Putin nutzt eine unterstellte „historische Einheit“ von Russen, Weißrussen und Ukrainern. Er redete in Bezug auf die Ukraine von „unseren historischen Territorien“. Weiterhin behauptet er, dass Hunderttausende russischstämmige Ukrainer vor Verfolgung und Zwangsassimilierung in dem Land, das ihre Heimat ist, zu schützen und zu befreien seien. Der Archäologe Maxim Levada wäre einer der zu Befreienden, aber der distanziert sich von seinem ‚russischen Erbe‘.

Auch in Deutschland hätte man es wissen können und müssen: Hier wurde ein Krieg vorbereitet und vorbereitend legitimiert. Dieses ideologisch fundamentierte Narrativ mündete schließlich in der Behauptung der vom Westen gesteuerten „Nazis“ in der ukrainischen Führung, die das ukrainische Volk mit den Russen entzweien wollen. Da man sich in Russland als die „Faschistenbekämpfer“ schlechthin sieht und diese Tradition gewissenhaft pflegt, wähnte sich Putins Propagandastab mit der Diffamierung der ukrainischen Regierung als Nazis automatisch auf der historisch richtigen, der „guten“ Seite. Levada aber möchte aber gar nicht befreit werden. Demokratische Grundwerte, die er in der Ukraine wachsen sieht, sind ihm lieber als staatlich gesteuerte Desinformation als allbekanntem Werkzeug totalitärer Regime.

So, wie pseudohistorisch argumentiert und Begründungen für den Angriff auf ein souveränes Land einfach nur erfunden wurden, wird auch nach der Invasion verleumdet und werden Desinformationen verbreitet. Als Täter für die Angriffe auf Zivilisten werden von Lawrow und anderen russischen Verantwortlichen die Angegriffenen, die Ukrainer selbst, verantwortlich gemacht. Dieser Zynismus unterscheidet sich in nichts von vergleichbaren Vorgehensweisen, die von Deutschland im Dritten Reich genutzt wurden. Ein Fachkollege

von uns sagte es treffend: Die Sprache der Lüge ist zur Zeit Russisch. Auch Anna Schor-Tschudnowskyja aus Wien [<https://www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/506112/krieg-der-luegner/>] und Joachim Jauer [<https://www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/509007/das-erste-opfer-im-krieg-ist-die-wahrheit/>] haben das im Deutschlandarchiv treffend analysiert.

So wie die Deutschen mit der Schuld des Zweiten Weltkriegs leben müssen, werden es die Russen mit den Verbrechen des Jahres 2022. Die Gräueltaten von Butscha, Busowa, Kramatorsk, Mariupol werden in der Staatengemeinschaft für immer in Stein gemeißelte Male der russischen Schande und kommen hoffentlich vor Gericht. Die Täter und ihre Helfer wissen am besten, was sie zu verantworten haben. Die Unterstützung für Putins Kurs im eigenen Land, aber auch durch die im Ausland lebenden Russen ist bedrückend groß. Das sei nicht vergessen. Eine reiche russische Influencerin, die in den ersten Kriegstagen ihre (zwanzigste?) Chanel-Tasche aus Protest vor angeblicher Diskriminierung der Russen vor laufender Kamera zerschnitt, ist ein tragisch-komischer Beleg dafür.

Dieses und vergleichbares könnte der britische Schriftsteller George Orwell (1903-1950) in seinem Buch 1984 gemeint haben, als er schrieb, dass die Menschen eines Landes die Berührung mit der Vergangenheit benötigen. Würden sie hiervon abgeschnitten, dann hätten sie, gleich den Menschen im interplanetarischen Raum, keinen Anhaltspunkt, in welcher Richtung oben und unten sei. Die naiv-berechnende russische Influencerin spiegelt dies und bildet einen harschen Kontrast zur inzwischen inhaftierten russischen Journalistin Marina Owsjannikowa, die sich vor laufender Kamera mit einem Protestplakat von der russischen Regierung distanzierte.

Vor diesem Hintergrund ist dieses Tagebuch ein historisches Dokument. Es ist subjektiv, natürlich. Das muss auch so sein, denn in dieser Subjektivität liegt auch seine große Kraft. Wir dokumentieren die Einträge des ersten Kriegsmonats. Das Buch endet mit der Rückeroberung der Region um Kiev. Mariupol als ukrainische Stadt gibt es dagegen nicht mehr und leider gibt es zahlreiche russische Bekundungen, dass dieser Eroberungskrieg damit noch lange nicht zu Ende ist. Maxim Levada schreibt weiter.

Uns ist es wichtig, eine Auswahl seiner Kommentare als PDF zum ersten Kriegsabschnitt zu veröffentlichen, damit wir, die wir scheinbar noch so weit von diesem Krieg entfernt sind, deren Leben scheinbar unberührt weitergeht (außer dass die Sprit-, Heiz- und Lebenshaltungskosten steigen) zumindest in Gedanken bei unseren europäischen MitbürgerInnen in der Ukraine sein können, die nichts anderes als Mitmenschen sind und sich nach nichts mehr sehnen (wie übrigens viele Russen auch), als endlich wieder Frieden und Wiedergutmachung. Aber einfach wird das angesichts der Opfer, Schäden Traumata und Narben, die die ersten fünf Kriegsmonate seit dem 24. Februar hinterlassen haben, gewiss nicht und möglicherweise müssen wir damit rechnen, dass 33 Jahre nach dem Fall von Mauer und Eisernem Vorhang in Europa zwischen Russland und der Ukraine bald wieder eine neue Mauer wächst.

Ulf Ickerodt und Jan Schuster

Dr. Ulf Ickerodt ist Landesarchäologe von Schleswig-Holstein, Prof. Dr. Jan Schuster Detektorarchäologe aus Łódź.

Quelle: www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/510982/fuenf-monate-krieg/